



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



156

20045

90

4. Ph.

10481. a. 14



P. 3d.

Ramballe f.

Ansicht des Hafens von Rio. Janeiro.

Neuestes
Gemälde von Brasilien.

Von
Prof. Chr. A. Fischer.

Erstes Bändchen.

~~~~~  
Mit vier Kupfern.  
~~~~~

Leipzig 1819.
In Hartlebens Verlags Expedition.



An die Leser.

Eine eigentliche Statistik von Brasilien findet man hier nicht; sie liegt außer dem Plane dieser Sammlung. Allein Land und Einwohner in ihren Eigenthümlichkeiten aufzufassen, und beyde der Phantasie so nahe als möglich zu bringen — das war es, was von dem Verfasser erwartet und beabsichtigt ward. Ob er es, nach Benutzung der besten und neuesten Quellen, mit Geist, Lebendigkeit und Anmuth gethan, hierüber steht ihm kein Urtheil zu. Aber nicht wenig fand er sich allerdings begei-

stert , zunächst für ein Publicum schreiben , das mit dem Namen Brasilien so viel theure Erinnerungen , so viel schöne Hoffnungen verknüpft. Mag dann ein günstiger Wind auch diese Blätter an jene balsamischen Gestade tragen ; immer wird sich die Erhabene Kaiserstochter überzeugen , daß unsere Blicke unverwandt auf Brasilien gerichtet , und unsere Herzen ihr ewiges Eigenthum sind.

Würzburg.

C. A. Fischer.

Allgemeiner Überblick.

Auf einem kleinen Raume dargestellt, liegt hier ein ungeheures Land von wenigstens 100,000 Quadratmeilen vor uns. Die Karte zeigt es unter dem 17ten bis 50sten Grade westlicher Länge von Ferro, so wie vom 2ten Gr. nördlicher Breite bis zum 34sten südlicher in seiner ganzen Ausdehnung.

Begrenzt sehen wir es im Osten vom Ocean: im Süden und Westen von spanischen Besitzungen; im Norden werden wir dieselben, so wie holländische und französische gewahr. Die Länge des Ganzen finden wir von 550 d. Meilen, die Breite von 430; doch können diese Berechnungen nur annähernd seyn. Die Form kommt dem Dreieck bey; die Grundlinie bildet der Marañon (Amazonenfluß).

Bey genauerer Betrachtung bietet sich uns ein ungeheures Gebirgs- und Stromsystem dar. In drey Reihen steigen die Gebirge von der Küste empor. Der höchste Punct scheint in der Provinz Matto Grosso zu seyn *) Das Stromsystem nimmt seinen Anfang theils in den benachbarten Ländern, theils in Brasilien selbst. Dort bemerken wir vor allen den mächtigen Maranhon, hier den Gran Para, den Uruguay, und Rio Francisco.

Deutlich sehen wir ferner, daß auf den gemeinten höchsten Bergrücken eine Menge großer und kleiner Flüsse entspringt; daß ein Theil derselben nordwärts dem Maranhon, südwärts dem Ocean zufließt, und daß auch hieraus mehrere bedeutende Flußgebiete entstehen. Eben-so sehen wir wieder Ströme von Süden her dem Maranhon zufließen, während andere in den Rio de la Plata fallen, nachdem diese wie jene durch eine Menge kleinere Flüsse verstärkt worden sind.

So zeigt sich, einmal, daß Brasilien

*) Unter dem 12ten bis 18ten Gr. südlicher Breite, und unter dem 40sten Gr. westlicher Länge von Ferro.

mit den benachbarten Ländern, besonders mit Peru, Quito, und den Provinzen von Rio de la Plata verbunden ist; zweytens, daß die inneren Theile gleich trefflich unter sich selbst, wie mit dem Ocean in Verbindung stehn.

Werfen wir einen Blick auf die Küste, so finden wir sie bey einer Menge von Bergzungen, u. s. w. an 800 d. Meilen lang *). Wir bemerken, daß sie mit unzähligen Buchten und Baien, Häfen und Landungsplätzen versehen ist; eben so, daß die zwey südlichsten Baien, (San Paolo und San Pedro) nur wenig von dem Cap Horn entfernt sind. Dieß zeigt uns für Brasilianische Schiffe den Vortheil, gerade in der günstigsten Jahreszeit, um dieses Cap herum, in die große Südsee, und die ostindischen Meere zu gehen.

Das ist Brasilien! In seiner ganzen Pracht, mit seinen unermesslichen Reichthümern liegt es vor uns. Diese Gebirge, diese Ebenen, diese Küsten — die wir auf dem Raume einer Karte hier vor uns haben — sie liefern das Herrlichste, was die Natur zu geben

*) Von der Mündung des Maranhon bis zum Ausfluß des Rio Pedro.

vermag. Vom Schwefel bis zum Diamant, von der Patate bis zum Pifang, vom Seekrebs bis zum Wallfifch — nach welchem Producte ihr fragen möget: Brafilien befitzt es.

Aber noch ift kaum der zehnte Theil diefes unermeflich reichen Landes angebaut; neunzig tauſend Quadratmeilen wenigſtens, liegen noch völlig unbenüht. Laßt dieſe ſchlummernden Kräfte ins Leben treten, und dieſem Königreiche gleicht kein anderes in der Welt! Braſiliens Thron hat eine Kaiſerſtochter Öſtreichs verſchönert; ſo vermählt ſich der Doppeladler auch mit dem Ocean!

K l i m a.

Es iſt das gemeinſame der heißen Zone; jedoch wie ſich bey einer ſolchen Ausdehnung denken läßt, mit großer örtlicher Verſchiedenheit. Gebirg und Meer — dieſe beſtimmen die Temperatur. Im Ganzen nur zwey Jahreszeiten, die unſerem Winter und Sommer entgegengeſetzt ſind. Die größte Hitze — 26 Gr. R. — im Januar, die größte Kühle — 12 Gr. Wärme — im Julius; an den Küſten täglich abwechſelnder Land- und Seewind, beyde ſehr angenehm.

In den heißen Monaten heftige Gewitter und Regengüsse, besonders des Abends, jedoch keineswegs so anhaltend, wie gewöhnlich geglaubt wird. In den kühlen Monaten die Lieblichkeit unseres Frühlings; der Himmel in ungetrübter Klarheit. Über das ganze Jahr Blumen und Blüthen, Gemüse und Früchte in Überfluß.

Die herrschenden Krankheiten sind nicht sowohl Folge des Klimas, als der Lebensart, und der Örtlichkeit, z. B. Hautgeschwüre, Sumpffieber, u. dgl. mehr. Indessen ist nicht zu läugnen, daß die Wechselfieber, hauptsächlich die gastrischen, in ganz Brasilien, besonders in den Monaten März, April und May, beynahe endemisch sind. Sie weichen jedoch bey dem Gebrauche der China sehr bald, obgleich die brasilianische, weit schwächere Rinde, fast doppelte Gaben nöthig macht.

Für Fremde, die nach Brasilien kommen, muß das erste und letzte Gesetz, äußerste Mäßigkeit seyn, besonders was geistige Getränke, Früchte und Liebesgenuß anlangt. Wer in diesen Puncten ausschweift, findet in wenig Wochen seinen Tod. Dabey die kühlen Morgen, die brennende Mittags-

sonne, die feuchte Nachtlust vermieden, sonst aber nach dem Beyspiele der gebildeteren Einwohner gelebt. Auf diese Art wird man finden, daß das Klima eines der gesündesten zwischen den Wendekreisen ist. Besonders, wer an chronischen Übeln leidet, wird sich in Kurzem, wie durch ein Wunder davon befreit sehen.

Bevölkerung.

Man gibt die Gesamtzahl aller Einwohner von Brasilien auf zwey und eine fünftel Million Seelen an. Hiervon sollen ein Sechstheil ursprüngliche Portugiesen seyn. Überhaupt ist aber die Bevölkerung so gemischt, daß man die Bestandtheile derselben sorgfältig unterscheiden muß.

Zuerst was die freyen Einwohner anlangt. Diese sind Portugiesen, entweder in Europa oder in Brasilien geboren; Mulatten, die Mittellaste zwischen Weißen und Schwarzen, mit allen Abarten derselben; Mamelucos, die Mittellaste zwischen Weißen und Indianern, gleichfalls mit allen Spielarten davon; die Indianer selbst, sowohl die völlig wilden oder Tapu-

was, als die civilisirten, oder Caboclos; die Mestizen, die Mittellaste zwischen Indianern und Negern, endlich die Freyneger, theils afrikanische, theils Creolenneger, d. h. die in Brasilien geboren sind.

Was zweytens die nicht freyen Einwohner betrifft, so bemerken wir eingeführte afrikanische und Creolenneger, ferner Mulatten und Mestizen, von denen auch hier ein großer Theil Sklaven sind.

Dieß die Klassen und Bestandtheile der brasilianischen Bevölkerung. Weiter unten wird von den Eigenthümlichkeiten derselben einzeln und umständlich die Rede seyn.

Politische Landesvertheilung.

Brasilien ist in große und kleine Capitania's, oder Statthalterschaften abgetheilt, wovon jede wieder in Comarcas, oder Districte zerfällt. Wir theilen hierüber folgende officiële Angaben des ehemahligen portugiesischen Gesandten zu St. Petersburg, des Ritters Navarro d'Andrada mit *).

*) In einer Anmerkung zu Grant's Beschreibung in Brasilien.

Sie scheinen um so echter zu seyn, da er früher (1807) selbst im Ministerium der Marine und Colonien stand.

1. Rio-Janeiro. Vor Ankunft des Hofes führte der Statthalter den Titel Vicekönig. — Hierzu als kleine Capitanie die Insel Sta. Catharina.
2. Bahia. Hierzu die kleinen Statthaltereien: Espirito Santo, und Sergipe del Rey.
3. Pernambuco. Hierzu: Ceara und Paraíba.
4. Para. Hierzu: Rionegro, Macapá, und Rio grande do Norte.
5. Maranhão mit Piauí.
6. Minas-Geraes.
7. Matto-Grosso.
8. Goyas.
9. San Paulo.
10. Rio grande de San Pedro, seit dem Februar 1807.

Die in einigen Geographien aufgeführten Capitanias Tamaracá, Rio das Velhas, Porto Seguro, und San Vincente existiren nicht.

R i o J a n e i r o.

Man hat das Cabo Frio hinter sich gelassen, und segelt nun längs einer hohen grünen Küste hin. Der Pisang, die Cocospalme, das Farrenkraut in Baumgestalt, kündigen das Tropenland an. Ummählig zeigen sich einzelne Flaggenbäume mit Wachthäusern und Schanzen umringt. Endlich wird man eine Öffnung gewahr, die von zwey nackten Felsenpfeilern gebildet wird. Gleich starrenden Riesenmassen ragen sie aus dem glänzenden Grün der Küste hervor. Dieß ist der Eingang des Hafens von Rio Janeiro. Längs desselben sind Forts und Batterien aufgethürmt. Langsam segeln die Schiffe hinein; zur rechten ist Ost, zur linken West; da entfaltet sich eine der größten und herrlichsten Ansichten, die in irgend einem Theile der Erde zu finden ist.

Von hohen waldigen Gebirgsmassen umgeben, walt hier ein weites spiegelndes Wasserbecken mit einer Menge Boote, Schiffe und Inseln bedeckt. Amphitheatralisch steigen die malerischen Berge in den blauen Himmel empor, an den Abhängen Kirchen und Klöster, Festungswerke und ländliche Woh-

nungen, und dazwischen liebliche Thäler voll Pomeranzenhainen, und begrünte Buchten mit weißen Fischerhütten bedeckt. — Das Ganze groß und erhaben; aber in den frischen, jugendlichen Zauber eines ewigen Lenzes getaucht.

So durchschneidet man dieses reizende Landmeer, und erblickt endlich die Stadt San Sebastian de Rio Janeiro — dieß ist der vollständige Name — mit ihren zahlreichen Thürmen vor sich. Die Schiffe gehen vor Anker; Boote sehen die Ankommenden zu einem prächtigen Granitkaie aus. Man steigt eine hohe, breite Treppe hinan, und tritt auf einen großen, schönen, viereckigen Platz, der vorne mit einem Springbrunnen in Obeliskform verziert, und zu beyden Seiten mit ansehnlichen Häusern besetzt ist. Im Hintergrunde erhebt sich der königliche Palaß, und macht, obgleich verhältnißmäßig nicht sehr groß, dennoch einen höchst vortheilhaften Eindruck.

Die Stadt.

Rio Janeiro liegt auf einer ebenen, erhabenen Landzunge, ungefähr drey Viertel-

stunden von dem Eingange des Hafens entfernt. Sie wird auf der Nordseite von der Bai, auf den drey übrigen Seiten von hohen waldbewachsenen Bergen begränzt. Eine regelmäßige Festung auf der einen Spitze der Landzunge, und ein wohlbefestigtes Benedictinerkloster auf der andern, dienen zur guten Vertheidigung. Beyde beherrschen die Stadt und den Ankerplatz. Dieser befindet sich bey der Ilha das Cobras (Schlangeninsel) die gerade davor liegt, und gleichfalls mit einem Fort versehen ist. Sämmtliche Batterien kreuzen sich.

Die Bevölkerung von Rio Janeiro wird in diesem Augenblick (1827) mit Inbegriff der Neger, jedoch mit Ausschluß der Besatzung, auf 100,000 Seelen geschätzt. Die Anlage des Ganzen ist keinesweges so unregelmäßig, wie von einigen Reisenden behauptet wird. Fast alle Straßen durchschneiden sich nämlich in rechten Winkeln, und laufen vollkommen gerade aus. Schmal sind sie indessen fast alle, dieß ist dem Klima gemäß; es hält die Hitze ab.

Eine der breitesten und schönsten ist die Hauptstraße, Rua de Direito genannt,

in gleicher Linie mit der Bai. Sämmtliche Straßen sind übrigens mit Granit gepflastert, auch mit Erhöhungen für die Fußgänger versehen. Dabey findet aber ein doppelter Übelstand Statt. Einmal machen auch die Reiter Gebrauch davon, und dann gehen alle Haus- und Ladenthüren nach außen auf. Auf Reinlichkeit wird gehalten, so viel es bey der Niedrigkeit des Bodens möglich ist; immer bleibt jedoch das stehende Wasser ein großes Hinderniß. Die Beleuchtung ist noch keinesweges allgemein, wird aber einigermaßen durch die Lampen von den Marienbildern, u. s. w. ersetzt.

Die Häuser haben in der Regel nur ein Erd- und Obergeschoß; doch gibt es auch sehr ansehnliche, theils auf dem genannten großen Plage, theils in der Rua de Direito, und selbst in kleinern Straßen, wo seit 1809 viel gebaut worden ist. Alle diese guten Häuser haben auch kleine Gärtchen, mit den schönsten Blumen und Stauden besetzt. Die häßlichen Altane vor den obern Stockwerken sind jetzt gänzlich abgeschafft. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die meisten Kirchen und Klöster, besonders

die neue prächtige Domkirche aus. Auch verdienen die königliche Capelle, und die Münze, die beide einen Theil des Pallastes ausmachen, alle Aufmerksamkeit. Die Marktplätze, deren es jetzt in hinreichender Anzahl gibt, sind mit schönen Springbrunnen verziert.

Klima und ökonomische Verhältnisse.

Das Klima von Rio Janeiro ist an und für sich das tropische, wie man es eben im Allgemeinen kennen gelernt hat. Indessen erleidet es durch die eingeschlossene Lage der Stadt, die große Wasserfläche vor derselben, und die benachbarten Sümpfe, manche Veränderung. Daher bey Tage, besonders in den Sommermonaten, sehr große Hitze bey äußerst schwüler Luft; des Nachts hingegen merkliche Kühle und Feuchtigkeit.

Am empfindlichsten ist das Letztere gerade in der heißen Jahreszeit. Hier fällt der Thau Morgens, besonders aber Abends häufig als feiner Stäubregen herab. Man erräth, daß deßhalb Fieber und Hautkrankheiten in Rio Janeiro nicht selten sind. Überdem

werden vorzüglich aus den Sümpfen jene quälenden Moskitos erzeugt, die man hier überall in großen Schwärmen sieht.

Eingeborne leiden indessen nur wenig daran, neuangekommene Fremde hingegen außerordentlich. Allmählig aber, das heißt, nach einem halben, oder ganzen Jahre werden auch diese verschont, was wahrscheinlich einer Veränderung der Säfte zuzuschreiben ist. Man kann denken, daß die Austrocknung jener Sümpfe gewiß nicht unterbleiben wird.

Die ökonomischen Verhältnisse von Rio Janeiro scheinen im Ganzen sehr einladend zu seyn. Das Wasser ist vortrefflich, und wird durch eine Wasserleitung, in einer Entfernung von fast zwey Stunden herbeigeführt. Diese mit ihrer doppelten Bogenreihe gewährt mitten in der reizenden Landschaft einen sehr prachtvollen Anblick *).

*) Das Ganze besteht aus achtzig Doppel-Bogen, und ist an einigen Stellen über hundert und fünfzig Fuß hoch. Man behauptet, daß der herrliche „Pont du Gard“ in Languedoc dabei zum Vorbilde genommen ward.

Wasserträger gibt es natürlich in Menge; um sie in Ordnung zu halten, ist bey jedem Springbrunnen eine Schildwache aufgestellt. Das Weizenbrot ist sehr gut, aber verhältnißmäßig auch theuer; nur Wohlhabende machen daher Gebrauch davon. Die Masse begnügt sich mit dem Maniocmehl, das unter dem Namen „Farinha da pao“ bekannt ist. Milch, Butter und Käse sind selten, und erstere äußerst schlecht. Für die königliche Tafel indessen ist durch eine eigene Meierey gesorgt.

Gemüse und Früchte aller Art gibt es im Überfluß; eben so Fische, Austern, Muscheln, Krabben, und dergleichen mehr. Das Rind- und Kalbfleisch, besonders das erste, ist in der Regel nicht das beste; das Schweinefleisch hingegen sehr gut; Hammelfleisch kennt man kaum. Geflügel aller Art ist vorzüglich, aber theuer genug. Von Weinen hat man Madera, und andere portugiesische, so wie Rum und Arrack in ziemlich billigem Preis. Einige Pflanzler haben auch mit inländischen Reben Versuche gemacht, die sehr gut ausgefallen sind.

Holz zur Feuerung, eigentlich nur zum

Rochen, ist trotz der vielen Waldungen nichts weniger als wohlfeil, weil es an Arbeitern fehlt. Kleidung und Hausmiethe sind ebenfalls sehr theure Artikel, letztere steht beynah so hoch wie in London. Matrosenschenken, gemeine Garküchen, u. s. w. gibt es in Menge; große Wirthshäuser nach europäischer Art hingegen werden noch immer vermist. Mit einigen Empfehlungen indessen finden Fremde leicht bey Privatpersonen Unterkunft.

Gesellschaftliche Verhältnisse.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse von Rio Janeiro sind etwas eingeschränkt; das Theater (meistens Opera) und die gewöhnlichen Abendgesellschaften (Spiel, Tanz und Musik) machen die Grundlage derselben aus. Überdem hat man einen öffentlichen Spaziergang in der Nähe des Strandes, der mit schönen Terrassen, Baumgängen, Jasminlauben u. s. w. versehen ist. Hier fehlt es keinen Abend, meistens bis tief in die Nacht hinein, an Gesellschaft. Der Punct, um den sich indessen alles dreht, ist hier wie überall, jedoch in ungleich schönerem Grade — Liebe und Liebesgenuß.



J. Zühlke del.

Vornehme Brasilianerin.



In der That zeichnen sich die Frauenzimmer der höheren Classen — denn bloß von diesen kann hier die Rede seyn — durch eben so viel Reize als Anmuth aus. Die Feinheit ihrer Formen, die Lieblichkeit ihrer Züge, das Feuer ihrer Augen, die Schönheit ihrer Zähne, und die Zartheit ihrer Haut sind wirklich bewundernswerth. Ihr Blick ist wahrhaft bezaubernd, besonders beym Tanze, der die Geheimnisse der Liebe sehr lebhaft enthüllt. Dabey haben sie im Umgange eine Lebendigkeit, Offenheit und Freundlichkeit, die alles hinreißt.

Ihr Kopfsputz hat etwas Eigenthümliches, das ganz zu ihren feinen Gesichtern paßt. Das Haar ist nämlich vorn glatt von der Stirn zurückgelegt, und aufs zierlichste mit künstlichen oder natürlichen Blumen besteckt. Unter letztern wird besonders der Jasmin, der Polianth, und die Plumeria bemerkt. Hinten hängt das Haar in mehrern mit bunten Bändern durchwirkten Flechten herab, die in Rosen ausgehen *). Bey vollem Puge wer-

*) Hierzu das Kupfer,
Brasilien I.

den diese Flechten eben so leicht als künstlich aufgeschneitelt, und mit Perlen und Diamanten verziert. Von Puder weiß man nichts; nur bejahrte Frauen machen Gebrauch davon.

Die übrige Tracht ist völlig englisch; nur hier und da wird noch ein Rest der brasilianischen bemerkt. Dieß ist ein leichter schwarzseidner Mantel, der auf dem Rücken zusammengeht, und in eine lange Schleppe herabfällt, die von einem Bedienten getragen wird. Der häusliche Anzug ist äußerst niedlich, Röcke und Leibchen sind von dem feinsten Muselin. Einen bedeutenden Theil der Toiletten machen kostbare Rosenkränze, Crucifixe und Amulette aus.

Frauenzimmer von diesen Klassen pflegen selten zu Fuß zu gehen. In der Regel bedienen sie sich der sogenannten „Cadeira rinha.“ Dieses sind zierliche, hinten ausgeschweifte, vorn mit einer Fußlehne, oben mit einem Himmel; und rings herum mit Vorhängen versehene Tragsessel, die man mit einer Art kleinen Fürstenthrones vergleichen kann. Die Vorhänge werden nach Belieben aufgeschlagen, oder zugezogen, und sind mei-

stens von carmosinrothem Taffet, reich mit Goldfranzen besetzt.

Was die Männer anlangt, so scheinen sie im Allgemeinen — auch hier die höheren Klassen allein betrachtet — sehr wohl gebildet und unterrichtet zu seyn. Die englische Tracht hat auch bey ihnen die alte brasilianische verdrängt, nur selten wird man noch einige Reste davon gewahr. Junge Männer, die gern Guitarre spielen, lassen sich an einigen Fingern der rechten Hand die Nägel wachsen, daher der lächerliche Mißverstand, als ob dieß ein Zeichen des hohen Standes sey. — Jagd und Spiel werden übrigens leidenschaftlich geliebt.

Eine große Lücke im gesellschaftlichen Leben füllen auch hier die kirchlichen Feyerlichkeiten aus, die dabey herrschende Pracht ist wirklich außerordentlich. Die Bildsäulen der Heiligen z. B. sind dann im eigentlichen Sinne mit Diamanten bedeckt. Dabey finden Abends große Feuerwerke Statt, bey denen man keine Kosten zu sparen pflegt. Oft brennen dann große Kreuze u. s. w. in bengalischem Feuer, was sich in Wahrheit sehr

schön ausnimmt. Die Umgebungen von Rio Janeiro endlich sind sehr angenehm, und bieten mancherley Spaziergänge dar. Schon die neuen Vorstädte mit ihren Gärten und Grasplätzen sind sehr einladend, und gewähren eine Art städtischen Landaufenthalt.

I n d u s t r i e.

Gehen wir zu den industriellen Verhältnissen über, so finden wir, daß sie keinesweges so beschränkt sind, wie bisher geglaubt worden ist. Die Versetzung des Hofes nach Rio Janeiro hat auch hier eine große Veränderung hervorgebracht. Wirklich bestehen bereits in der Nähe der Stadt Leder-, Seiden-, Steingut-, Glasfabriken u. dgl. mehr *). Eben so befinden sich in der Stadt mehrere Segeltuchfabriken, Baumwollspinnereien, Zuckerraffinerien u. s. w., alles für den eigenen Bedarf bestimmt. Am ausgedehntesten

*) Hierher kann auch das große Kohlenwerk gerechnet werden, das der geschickte schlesische Bergmeister Feldern in einem benachbarten Walde angelegt hat.

in dieser Hinsicht dürften die Fabriken von groben und mittlern Baumwollenzeugen seyn, aus denen sich ein großer Theil des ganzen Landes nebst den Provinzen von Rio de Plata versteht. Wegen besonderer Geschicklichkeit sind vorzüglich die hiesigen Steinschneider, und Juweliere berühmt.

Was noch an andern Künsten fehlt, wird bald gebildet werden, da im Jahre 1814 eine bedeutende Anzahl französischer Baumeister, Uhrmacher, Goldschmiede u. s. w. angekommen ist. Besondere Aufmerksamkeit verdient auch noch die neuangelegte Reißmühle, und die große Wallfischthranstederen.

In jener wird der Reiß vermittelt einer sehr sinnreichen Einrichtung enthülset, und so zur Verführung geschickt gemacht. In dieser werden jährlich an 150,000 Tonnen Than aus dem Specke des großen schwarzen Wallfisches (*Balaena physalus*) gesotten, und mit bedeutendem Gewinne an der ganzen Küste verführt. Auch das Fischbein, das in derselben Fabrik gereinigt und gespalten wird, biethet ansehnliche Vortheile dar. Diese Fabrik liegt in dem innern Theile des Hafens, und gehört einer privilegirten Gesellschaft,

die, jedoch den fünften Theil des Gewinnes an die Krone abgeben muß. Bemerkenswerth und von großem Nutzen scheint übrigens, daß in Rio Janeiro jedes Gewerbe seine eigene Straße hat.

H a n d e l.

Was den Handel von Rio Janeiro anlangt, so ist sowohl der innere als der äußere von ungeheurem Umfang. Zuerst gibt Rio Janeiro für ganz Brasilien, besonders aber für die Provinzen Minas Geraes, San Paulo, Goyazes, Cuyaba, und Corritiva, den Hauptmarkt ab. Daher die große Menge Maulthiere, die zwischen denselben unaufhörlich hin- und hergehen. Es ist ein gegenseitiger Producten- und Fabricatentausch.

Der lebhafteste Verkehr findet zwischen den Bergwerksgegenden und Rio Janeiro, oft in Entfernungen von drey bis vierhundert Stunden Statt. Häufig passiren an einem Tage achthundert bis tausend Maulthiere aus und ein. Die Hauptartikel der Rückfrachten sind Salz, Eisen, Schießpulver, Reis, Wein und Branntwein. Diese Verbindungen erwarten indessen, was Straßen, Canäle u. s. w.

anlangt, manche Erleichterung. Außer diesem Handel mit dem Innern Brasiliens zu Lande, findet auch ein ansehnlicher Verkehr mit den südlichen und nördlichen Häfen durch Küstenfahrer Statt.

Aber auch der äußere Handel gewinnt von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit und Umfang. In der That ist Rio Janeiro der bestgelegenste Hafen für die ganze Welt. Es ist ein Mittelpunkt, wo der Handel von Europa und Afrika, von Amerika und Ostindien, von China, wie von den Südseeinseln, am bequemsten zusammentreffen kann.

Das Mutterland liefert Öhl und Wein, England einen großen Theil seiner Fabricate, Schweden Eisen, Rußland Hanf, das übrige Europa ähnliche Producte nach Verhältniß. Aus Afrika kommen Sklaven, Öhl, Wachs, Schwefel u. dergl. mehr. Die Provinzen von Rio de la Plata u. s. w. bieten ungeheure Ladungen von getrocknetem Rindfleisch, Talg, Häute und Weizen dar.

Nordamerika sendet Salzfleisch, Mehl, Hausgeräthe, Pech und Theer. Ostindien und China liefern ihre bekannten Schätze; Schiffe von achthundert Tonnen segeln in sieben bis

acht Monaten hin und her. Rio Janeiro führt dagegen eine Menge Producte und Fabricate aus. Die bedeutendsten darunter sind: Zucker, Rum, Baumwolle, Häute, Talg, Indigo, feine Tischlerhölzer, grobe Baumwollenzeuge, Gold, Diamanten, farbige Edelsteine, und kostbare Juwelierarbeit.

Der Hafen von Rio Janeiro ist eben so sicher als bequem; man läuft mit großer Leichtigkeit aus und ein. Täglich wechselt nämlich der Land- und Seewind ab. Ersterer weht bis ungefähr gegen Mittag; dieser von da an bis Sonnenuntergang. Auch zum Ausbessern u. s. w. finden die Schiffe hier jede Bequemlichkeit. Die Werfte und Vorrathshäuser liegen auf der Ilha das Cobras, ganz nahe vor der Stadt.

M ü n c h e n.

(In Conventionsmünze.)

			Thlr. Gr. Pf.		
Rechn. Münze:	1	Milleres (=1000 Res)	=	1	15 —
Goldmünzen:	1	Doublone zu 40 Patacas	=	20	12 —
— —	$\frac{1}{2}$	— — 20 Patacas	=	10	6 —
— —	1	Goldstück	=	12 $\frac{1}{2}$	— = 6 8 6
— —	1	— — 6 $\frac{1}{4}$	=	3	4 3
— —	1	— — 3 $\frac{1}{2}$	=	1	14 6

ges, der sich an die benachbarte Gebirgskette anschließt. Die meisten Straßen laufen stufenweis von dem Fuße bis zu dem Gipfel hinauf. Die Häuser sind nicht übel gebaut, und sämmtlich mit gutem Wasser versehen, die Bevölkerung wird auf 20,000 Seelen geschätzt.

Das Klima ist vortrefflich, und kommt beynah dem von Neapel gleich. Die hohe Lage mäßigt jedoch die Temperatur. Der Thermometer hält sich im Sommer zwischen vierzehn und ein und zwanzig Grade, während er im Winter zwischen zehn bis sechzehn zeigt. Am heißesten ist es im Januar. Allein eben wegen jener hohen Lage, wechselt auch die Temperatur in vier und zwanzig Stunden oft sehr merklich ab. Dieß ist besonders nach Regenschauern und Gewittern der Fall, die hier sehr häufig, jedoch nicht heftig sind. Auch an Nebeln fehlt es in den kühleren Monaten nicht; oft wird die Sonne bis elf Uhr Vormittags dadurch verhüllt.

Die Gegend um Villa-Rica ist sehr fruchtbar, ob gleich die Steilheit des Bodens dem Anbau sehr hinderlich war. Man hat daher alle Pflanzungen terrassenmäßig ange-

legt, und zieht auf diese Art die herrlichsten Gemüse und Früchte in Überfluß. Äpfel und Pfirsiche, Oliven und Weintrauben, alles gedeiht in großer Vollkommenheit: letztere werden bereits zum Keltern benutzt, und geben ein vortreffliches Gewächse.

Die Kraft des Bodens ist so groß, daß man zuweilen Kohlköpfe von 14 — 15 Zoll im Durchmesser sieht, wobey die äußern Blätter nicht einmal mitgerechnet sind. Eben so zeichnen sich die Artischocken, und der Spargel durch Größe, Dicke und Feinheit aus. Das Brot ist gut, das Schweinsfleisch vortrefflich, das Rindfleisch nur mittelmäßig; an Geflügel fehlt es fast ganz. Alle englischen Manufacturwaaren sind äußerst wohlfeil; Butter, Schinken, Steingut, und Porto hingegen werden sehr theuer verkauft. Die Ursache ist, weil so viel davon auf der Überfahrt verdirbt, oder von Rio Janeiro aus zu Grunde geht.

Die Einwohner leben entweder von dem Ertrage ihrer Grundstücke oder ihrer Goldwäschereyen. Andere sind Krämer — auch hier ein sehr einträgliches Gewerbe — oder Handwerker aller Art. Unter diesen zeichnen sich

besonders die Sattler, durch Anzahl und Wohlfeilheit aus; wie es in diesem Lande, wo alles reitet, nicht anders seyn kann. Die hiesigen Sättel, — nach brasilianischer Art versteht sich — sind wirklich sehr gut.

Goldarbeiter gibt es nicht in Villa-Rica, die Regierung duldet sie nicht. Man begreift leicht die Ursache davon. Eine Stunde von der Stadt befindet sich eine große Töpferey, deren Arbeiten aber sehr unvollkommen sind. Im Ganzen herrscht weder Reichthum noch Wohlstand in Villa-Rica, gegen ehemals haben Häuser und andere Grundstücke nur den halben Werth. Dieß kommt von der Abnahme des Goldertrages her. Indessen unterhalten die höheren Klassen, mit Einschluß des Statthalters, ein öffentliches Theater, auch zeichnen sie sich durch schöne Zimmergeräthschaften, besonders durch prächtige Betten aus.

Goldwäschereyen.

Uneigentlich Goldgruben genannt. Sie gehören der Capitanie Minas Geraes zwar keinesweges ausschließend an, befinden sich jedoch am zahlreichsten darin. Die oberste Schicht dieser Gruben, unter der Dammerde,

besteht aus einem Thonlager von ungefähr zehn Fuß Mächtigkeit. Hierauf folgt der Cascalhao, - eine Art ockergelben Puddingsteines, der auf dem festen Gesteine *) aufsteht, und aus runden Kieselstücken besteht. In diesem befindet sich das Gold. Sobald der Cascalhao aufgehackt ist, wird er zum Waschen herausgeschafft. Hierbei verfährt man auf folgende Art:

Der Boden ist in Rinnen abgetheilt, die bey zwanzig bis dreyßig Fuß Länge zwey bis drey breit, und einen tief sind. Das Ganze ist mit einem zwey bis drey Fuß tiefen Graben eingefast. Oberhalb der Rinnen befindet sich eine einfache Vorrichtung, vermittelst welcher Wasser hereingeleitet werden kann.

In jede Rinne wird nur eine gewisse Masse Cascalhao geschüttet, und von sechs bis acht Negern unter langsamem Hineinfließen des Wassers mit Schaufeln umgerührt. Dieses dauert so lange, bis das Ganze in eine Art Brey verwandelt ist, und in den

*) Meistens Urgranit, der an den Gneiß gränzt, mit etwas Hornblende, häufiger mit Glimmer vermischt.

Graben abläuft. Hier fallen die Goldtheile nebst den übrigen schweren Materien zu Boden, so daß man einen völligen Niederschlag erhält. Auf diese Art wird die erste Wäsche vier bis fünf Tage fortgesetzt.

Jetzt folgt die zweite, wozu ein bequemer, benachbarter Bach vorhanden seyn muß. In diesem stellen sich die Arbeiter auf, und sind mit Gamellas *) versehen; andere tragen den Bodensatz herbei. Jeder im Bache stehende Neger füllt nun seine Gamella damit, gießt das benöthigte Wasser darauf, und schüttelt das Ganze nach gewissen Handgriffen um.

Dies thut er so lange, bis sich das Gold an den Boden und an die Seiten der Gamella angelegt hat. Jetzt spült er dieselbe in einem größeren, mit reinem Wasser angefüllten Gefäße aus, so daß das Gold darin zu Boden fällt. Mit dieser Arbeit fahren die Neger fort, so lange Masse vorhanden ist. In der Regel nehmen sie fünf bis sechs Pfund

*) Hölzerne trichterförmige Gefäße, an der Mündung zwei Fuß weit, und fünf bis sechs Zoll tief.

in jede Schale, und brauchen fünf bis neun Minuten dazu.

Nest folgt die dritte Wäsche, bey der jedoch große Geschicklichkeit erforderlich ist. Die Goldtheilchen sind nämlich so sehr verschieden, daß man deren von dem kleinsten Staubkorn, bis zur Größe einer Erbse, und darüber steht. Einige der ersten schwimmen sogar. Es werden daher nur die vorzüglichsten Wäscher angestellt, auf deren Genauigkeit man sich verlassen kann. Sie nehmen in der Regel immer nur ein Pfund auf einmal, und brauchen zehn bis dreizehn Minuten dazu. Alle diese Arbeiten werden natürlich unter der strengen Aufsicht verrichtet, bis das Gold in die Münze kommt, wovon unten die Rede seyn wird.

Eine zweyte Art, das edle Metall vom Cascalhao zu trennen, verdient ebenfalls einige Aufmerksamkeit. Es ist die Trogwäscherey. Diese Tröge bestehen aus schräggestellten Bretern, und werden mit rohgegärbten Häuten, die Haare nach oben, oder mit grobem Boy belegt. In diese Canoes — dieß ist der portugiesische Name — wird der Bodensatz vermittelst Wasser hingeleitet, worauf

das Gold; beym langsamen Hinunterfließen, an den Haaren u. s. w. hängen bleibt.

Um nun dasselbe zu sammeln, werden die Häute, oder die Boydecken alle halbe Stunden abgenommen, und zu einem benachbarten Wasserbehälter gebracht. Hier werden sie darüber ausgebreitet, und abwechselnd so lange geklopft, und eingetaucht, bis keine Goldtheilchen mehr darin befindlich sind. Dieser neue Bodensatz wird nun vollends durch eine dritte Wäsche gereinigt, so daß nichts als reines, in Eisenoryd befindliches Gold zurückbleibt. Man scheidet es hierauf durch Quecksilber, wodurch es aber schmutzig braun wird.

Von diesen Goldgruben, oder richtiger Goldwäscheren, gehört ein Theil der Regierung, die dieselben verwalten läßt. Die meisten sind indessen Privateigenthum, doch hat die Regierung ein gewisses Recht daran. Dieß ist auf den fünften Theil des reinen Ertrages festgesetzt. Kein Eigenthümer kann daher sein Gold in Umlauf bringen, bis er die vorgeschriebenen Formen beobachtet hat. Zu diesem Ende wird alles Gold in die Münze gebracht, wo es geschmolzen, probiert, und gestämpelt werden muß. Der Stempel zeigt

Gehalt, Gewicht und Nummer des Klumpens, so wie Ort und Jahrzahl an. Alles dieß wird in ein eigenes Buch eingetragen, das lauter solche Protokolle enthält. Ein Blatt, mit der Abschrift davon, dient zum Einwickeln des Klumpens, der nun in Umlauf kommt.

Der Gehalt des Goldes wechselt von 16 Karat bis 23 $\frac{1}{2}$, so daß also zum reinsten nur ein halber Karat fehlt. Zwey und zwanzig ist der Normalgehalt; feineres erhält eine Prämie. Das Fünfstel, was die Regierung am reinen Ertrage (vor dem Schmelzen) bezieht, wird unverbürgt auf 200,000 Kaiserducaten geschätzt; sonach bestimmt sich das Ganze von selbst. Zwischen den Jahren 1730 — 1750, wo diese Wäschereyen in ihrem Flore waren, soll das königliche Fünfstel von 4 $\frac{1}{7}$ Millionen Kaiserducaten gewesen seyn. — Aber das Ganze seit Jahrhunderten — welche Masse von Kräften, von Ideen und Leidenschaften, von Glück und Unglück, von Leben und Tod!

T e j u c o .

Man verläßt Villa - Rica, kommt durch mehrere Ortschaften, die Goldwäschereyen ha-

ben, übersteigt allmählig immer höhere Bergreihen, und erreicht zuletzt, zum Theil durch Äde, zum Theil durch sehr malerische Gegenden nach vier bis fünf Tagereisen, Villa do Principe, das hart an der Gränze des Diamantdistrictes liegt. Jeder Reisende wird daher hier mit doppelter Strenge untersucht. Das Klima ist mild, der Boden fruchtbar, die Gegend angenehm.

Doch einige Stunden weiter, und die ganze Landschaft bekommt eine andere Gestalt. Keine Spur von vegetabilischem Leben mehr; nichts als grober Sand mit runden Quarzkieseln vermischt. Man befindet sich im Diamantendistrict. Es scheint, daß die Natur ihre ganze Kraft zur Erzeugung jener kostbaren Stoffe erschöpft, die man versteinerte Ausflüsse der Sonne zu nennen versucht wird. So kommt man bey dem ersten Diamantenwerke, San Gonzalez, vorbei, das einem Labyrinth von Negerhütten gleicht, und langt nach ungefähr fünf Stunden zu Tejuco an.

Tejuco liegt am Abhange eines Hügels, und ist zwar unregelmäßig, aber im Ganzen recht gut gebaut. Das Klima ist mild, und

sehr gesund, der Boden jedoch, einige künstliche Gärten ausgenommen, höchst unfruchtbar. Die Einwohner, ungefähr sechs tausend zusammen, hängen daher, in Ansehung der Lebensmittel, von ziemlich entfernten Pflanzungen ab. Daher, besonders in den heißen Monaten, große Theuerung.

Von eigentlicher Industrie weiß man hier nichts; jedermann verläßt sich auf den Diamantenertrag. Die Wohlhabenden vermietthen ihre Neger dazu, die Armen hoffen auf einen Glücksfund. Daher eben so sehr Mangel an Beschäftigung als an Arbeitslust. Das beliebteste Gewerbe ist noch die Krämerrey. Die Läden sind mit englischen Waaren aller Art in Überfluß versehen. Alles wird von Bahia oder Rio Janeiro hierher gebracht.

Im Allgemeinen besteht nämlich Tejuco besonders durch das Bergpersonale, dessen Besoldungen äußerst glänzend sind. Ton, Lebensart, Aufwand, alles ist auf englischem Fuß. In dieser Hinsicht gibt Tejuco gleichsam den Hof des Minendistriktes ab. Der jetzige Intendant ist ein Herr Manoel Ferreira de Camara, der in Freyberg gebildet ward, und große Reisen durch Deutsch-

land, Ungarn, England u. s. w. gemacht hat. Er wird seines Charakters und seiner Kenntnisse wegen sehr gerühmt. Die ganze Summe, die durch die Diamantenwerke jährlich in Umlauf kommt, schlägt man auf 140,000 Kronenthaler an.

Eine andere Merkwürdigkeit von Tejuco ist der Diamantenschatz. Hier bewahrt man die Diamanten in schwarzseidenen Beuteln und geschmackvollen Kästchen auf, die wieder in große, stark mit Eisen beschlagene Kasten verschlossen sind. Jeder derselben hat drey Schlösser, so daß jeder Schlüssel in den Händen eines andern Beamten ist. Beym Öffnen müssen daher diese alle drey zugegen seyn. So wie die Diamanten monatlich eingeliefert werden, wiegt und sortirt man sie. Am Ende des Jahres geht dann der ganze Vorrath, unter starker Bedeckung, nach Rio Janeiro ab.

Die Diamantgruben.

Sie befinden sich im Schooße der höchsten Gebirge, nicht nur der Capitanie von Minas Geraes, sondern von Brasilien überhaupt. Es ist der unter dem Namen Cerrro do Frio bekannte Theil. Hier nimmt

der eigentliche Diamantboden, sechzehn Stunden von Norden nach Süden, und halb so viel von Osten nach Westen ein. In ihrem innersten Heiligthum bildet die Natur jene wundervollen Blüthen des Lichtes aus, die ein liebender Strom der Freyheit entgegenführt. So alle Diamanten in Schluchten, in Höhlen, am Ufer, in den Betten von Bächen und Flüssen; so auch die Gewinnung derselben durch das Waschen des Cascalhao, worin sie eingeschlossen sind.

Es werden in allem acht Diamantgruben gezählt. Die größte darunter befindet sich am Flusse Tigi-ton-honha, und wird Mandanga genannt. Eine Gruppe von hundert kleinen, einzeln stehenden, runden Häusern, mit hohen Strohdächern, zum Theil mit Gärten umringt; ein großer offener Schuppen, der ein länglichtes Viereck bildet, mit einem tief herabgehenden Dache von Niedergas; ungeheure Haufen von Abfall auf der einen, und von frischem Cascalhao auf der andern Seite; endlich ein breiter schnellfließender Strom mit Seitencanälen — das ist der Eindruck des ersten Anblicks der Werke von Mandanga.

Wie bey dem Golde, erfordert es auch bey der Diamantengewinnung eine doppelte Arbeit: das Ausgraben und das Waschen des Cascalhao; jenes in der trocknen, dieses in der nassen Jahreszeit.

Um den Cascalhao auszugraben, muß der Canal abgedämmt und ausgetrocknet, so wie der Schlamm weggeschafft worden seyn. Der ausgegrabene Cascalhao wird vermittelst eines Maschinenwerks verführt, das einem sogenannten Hunde gleicht. Zwey Karren bewegen sich unaufhörlich in entgegengesetzter Richtung hin und her. So schichtet man die Masse in der Nähe des Waschschoppens auf. Der Cascalhao ist derselbe, wie er in den Goldgruben gefunden wird.

Der Waschschoppen selbst hat folgende Einrichtung. An dem einen Ende, und etwas unterhalb der Mitte desselben geht quer der Wassercanal hindurch. Dieser ist mit dicken Bohlen bedeckt, worauf der Cascalhao, zwey bis drey Fuß hoch ausgebreitet wird. Von dem Canale aus laufen der Länge nach gegen dem andern Ende des Schupfens zwanzig Tröge hin. Sie sind jeder drey Fuß breit, und werden durch Breter gebildet, die unten

eingegypset, auf beyden Seiten aber wie gewöhnlich befestigt sind. Sämmtliche Tröge haben die gehörige Abschüffigkeit, so daß das Wasser vermittlest kleiner Öffnungen oben hinein, und unten wieder hinaus laufen kann.

Wenn nun die Wäsche anfangen soll, nehmen drey Aufseher über dem Canale, und auf dem Cascalhao Platz. Sie haben hohe, in gleicher Entfernung auf Gerüsten aufgerichtete Stühle, die aber, um sie wach zu erhalten, ohne alle Lehnen sind. Zu gleicher Zeit begeben sich die Neger, je drey bis sechs zu einem Troge, je nachdem die bearbeitende Masse mehr oder weniger nöthig macht.

Sie stellen sich ausgespreizt, einer hinter den andern darauf, so daß sie mit den Füßen auf beyden Rändern ruhn. Jeder ist mit einem eisernen Harken versehen, der einen kurzen Griff, und fünf Zähne hat. Der erste harkt nun den zweyten u. s. w. eine Ladung Cascalhao zu, worauf, da zugleich Wasser eingelassen wird, das Durcharbeiten derselben beginnt.

Dies dauert so lange, bis alle erdigen Theile weggeschwemmt sind, und das Wasser

völlig hell abfließt. Jetzt wird die grobe Steinmasse herausgeworfen, und das Übrige sorgfältig untersucht. So wie ein Neger einen Diamanten findet, richtet er sich auf, klatscht in die Hände, hält ihn zwischen den Fingern empor, und übergibt ihn dem nächsten Aufseher, der ihn in die Gamelle thut. Dieß ist eine trichterförmige, halb mit Wasser gefüllte Schale, die in der Mitte des Schupfens herabhängt, und alle Abende an den Oberbeamten abgeliefert wird. Eine Tagsarbeit gibt acht bis zehn Diamanten im Durchschnitt.

Die Neger sind bey sämtlichen Werken in Rotten von zwey hundert Mann abgetheilt, wovon jede ihren Geistlichen und Wundarzt hat. Sie gehören theils den Ober- und Unterbeamten, theils andern Personen, von denen sie die Regierung zu miethen pflegt. Außer dem Essen erhalten sie ungefähr fünfzig Kreuzer rhein. täglich, was natürlich die Eigenthümer beziehen. Ihre Arbeit ist, der gebückten Stellung wegen, äußerst beschwerlich, daher man sie öfters ausruhen lassen muß. Sie arbeiten keineswegs nackend, wie sonst behauptet wurde, sie haben Hosen und Westen an.

Für jeden gefundenen Diamanten ist eine gewisse Belohnung ausgesetzt. Für kleine Steine z. B. etwas Tabak, besonders Schnupftabak, wovon die Neger große Liebhaber sind. Für einen Diamanten von acht bis zehn Karat, ein vollständiger Anzug. Für einen Octavo (von $17\frac{1}{2}$ Kar.) die Freyhelt, so daß die Regierung dafür bezahlt.

Um auf der andern Seite den Diebstahl zu verhindern, werden mancherley Maßregeln angewandt. Die Neger müssen die Tröge schnell und häufig wechseln, sie werden entkleidet, durchsucht, bey dem geringsten Verdachte, Steine verschluckt zu haben, purgirt, und dgl. mehr. Indessen will es scheinen, daß doch nicht alle Entwendungen zu verhindern sind.

Die Reichhaltigkeit des Diamantbodens ist außerordentlich. Sämmtliche Werke sind mit eben so kostbaren Lagern umringt — „Dieses Stück wird acht, oder zehn, oder zwölftausend Karats eintragen“ — heißt es. So hat die Regierung für außerordentliche Fälle Hülfquellen in Überfluß! Als die kostbarsten Steine von Brasilien werden die von Rio Pardo genannt. Sie liefern unter andern auch

die bläulichgrünen Diamanten, nach denen ehedem starke Nachfrage war.

Im Allgemeinen trifft man die Diamanten von sehr verschiedener Größe an. Einige sind so klein, daß sechzehn bis zwanzig auf den Karat gehen; Steine über zwanzig Karat werden nicht häufig gefunden; die von dreißig sind eine ziemliche Seltenheit. Der Gesamtertrag wird jährlich auf 20,000 Karat geschätzt; die Diamantgruben sind ein Regale wie man weiß. Die schönsten und größten behält die Krone für sich; wie denn der königliche Diamantenschatz auf zwölf Millionen Kronenthaler und darüber geschätzt wird. Die übrigen gehen nach England, wo jetzt der Hauptmarkt dafür ist.

Dieß sind die Diamantgruben von Brasilien. Ihr, die ihr euch mit diesen Sonnenblüthen schmückt; ihr, die ihr sie in euren Kronen tragt — vergeßt der armen arbeitenden Negersclaven nicht!

Grimperos.

Ein Wort, das jeden Bergbeamten Zuckungen verursacht, und jeden Einwohner in

Schrecken setzt — S c h l e i c h h ä n d l e r heißt es, ins Deutsche übersetzt.

Es gibt einige Schleichhändler mit Goldstaub; es gibt deren viele mit Diamanten, diese wie jene treiben ihr Geschäft auf zweyerley Art. Entweder gewinnen sie ihr Gold, und ihre Diamanten aus geheimen Gruben, die in den wildesten Bergschluchten befindlich sind, oder sie erhalten beydes auf anderen Wegen, und aus andern Händen durch Unterschleif.

Der geheimen Gold- und Diamantengruben können natürlich nur wenig seyn; bey der Wachsamkeit der Regierung werden sie immer sehr bald entdeckt. In der Regel muß sich daher ein solcher Abenteurer mit dem begnügen, was er in der ersten glücklichen Zeit gewinnen kann. Sobald er sich daher verrathen glaubt, miethet er ein Paar Maulthiere, verkappt sich als Baumwollführer, und geht damit nach Rio Janeiro ab. Hier verkauft er seine Schätze, an einige nur ihm bekannte Personen, legt sein Geld in Negern, englischen Waaren, u. s. w. an, verschafft sich die gehörigen Papiere, und tritt irgendwo als reicher Bergwerksbesitzer, oder Pflanze auf.

Wir wiederholten es , daß jedoch diese Fälle im Ganzen immer nicht häufig sind.

Ungleich größer ist die Anzahl der Schleichhändler, die Gold, besonders aber Diamanten, zum weitem Vertriebe aus andern Händen beziehen. Zu diesem Ende pflegen sie theils mit den Besitzern von Goldwäschern *), theils mit den Eigenthümern der in den Diamantwerken arbeitenden Neger, theils mit den Unterbeamten selbst — wie man behaupten will — in Verbindung zu stehen. Wenn die Regierung bey aller Vorsicht wenigstens um ein Vierteltheil des gefundenen Goldes betrogen wird, so scheint es nicht zu viel gesagt, daß sie schwerlich mehr als die Hälfte der gewonnenen Diamanten erhält. Alle übrigen kommen durch den Schleichhandel in Um-
satz; daher auch der verhältnißmäßig niedrige Preis.

Mit diesem Schleichhandel geben sich nun Personen von allen Klassen ab; man findet

*) Diese sind eigentlich verbunden, alle Diamanten, die in ihren Gruben gefunden werden, an die Regierung abzuliefern, nehmen es aber wie es scheint — nicht zu genau damit.

Grimperos von den flüchtigen in Wäldern lebenden Negern an, bis zu den reichsten Kaufleuten hinauf. Vergebens wendet die Regierung alle nur möglichen Mittel dagegen an. Die strengste Untersuchung an den Gränzen dieser Distrikte, die zahlreichen Wacht Häuser auf den Straßen dahin; die harten Strafen, die auf dieses Verbrechen gesetzt sind, Vermögensverlust, ewiges Gefängniß, oder Verbannung nach Afrika — nichts vermag dem Schleichhandel Einhalt zu thun. Der Reiz ist zu groß, das Fortschaffen zu leicht, der Gewinn zu ungeheuer; so wagt es jeder, der Unternehmungsgeist hat. Unaufhörlich ersinnen die Grimperos neue Mittel, und bringen oft auf einmal mehrere hundert Karat von Diamanten fort.

Eisengruben.

Wie die Natur Brasilien alles gab, so neben den edelsten und kostbarsten Metallen, auch das erste, und nützlichste, das Eisen, in Überfluß. In ungeheuern Massen erheben sich ganze Bergketten von Eisenstein. So unter andern bey Villa Rica, zwischen Inficionaao, und la Conceicao u. s. w. wie in dem

ganzen oberen Theile von Minas Geraes überhaupt.

So groß der Bedarf des Eisens in Brasilien war, niemand achtete auf den innern Reichthum davon. Mit nicht geringen Kosten wurde schwedisches, und anderes Eisen, besonders zu Hufeisen, Schaufeln und Hacken in den Häfen ein- und mit noch größeren ins Innere verführt. Im Ganzen aber bleiben dennoch eiserne Geräthschaften eine Seltenheit. Daher die schlechte Beschaffenheit der Pflüge, Mühlen, Fuhrwerke u. s. f. und daher der Mangel an eisernen Werkzeugen, an Maschinen u. s. w. im Bergbau, und dgl. mehr.

Allein seit ungefähr sieben Jahren wird dieses mächtige, alles überwindende Metall auch in Brasilien aufgesucht. Der waldeckische Metallurg *Baruhagen*, brachte das erste Eisenwerk in Gang. Es befindet sich in der Nähe von *San Paulo*, und verspricht die Einwohner reicher zu machen, als sie es bey ihren ehemaligen Goldgruben geworden sind.

Andere Gruben wurden späterhin auch in Minas Geraes angelegt. Deutsche Berg-

baufundige, von dem Intendanten de Cas-
m a r a gerufen, wurden auch hier die Schöp-
fer der neuen Betriebsamkeit. Mit dem Über-
flusse an Eisen gewann der ganze Bergbau
eine andere Gestalt. Dasselbe wird in Anse-
hung des Ackerbaues, des Fuhrwesens, des
ganzen wirthschaftlichen, und gewerblichen
Lebens der Fall seyn.

Dann die Baukunst, das Kriegswesen,
die Schifffahrt; wie viel tausend Formen, in
denen das Eisen lebendig werden wird! Wel-
che Masse von Kräften, die alles Gold, und
alle Diamanten übertrifft. Die Urwälder lich-
ten sich; aus unzähligen Hüttenwerken steigt
die prasselnde Flamme auf; wo sonst die
Stille des Todes herrschte, tönt nun das Echo
der Feuer- und Wasserkraft! Keine Ema-
ragde, und keine Rubinen, keine Berylle,
und keine Topase — aber das Metall der Eh-
re und der Freyheit, das Ei s e n, die Achse
der Erde, der Bestandtheil der ganzen Natur!

M i n e n r e g i m e n t.

Es besteht aus vierzehnhundert Mann
Cavallerie, und ist zum ausschließenden Dien-
ste in den Bergwerksdistrikten bestimmt. Dies-

fer erstreckt sich auf die Bewachung der Gruben und Werke, auf die Besetzung der Straßenposten oder Registros, auf die Bedeckung der nach der Hauptstadt abgehenden Kostbarkeiten, und dergleichen mehr.

Das Regiment ist sehr schön, und steht in vortrefflichem Ruf; daher bieten sich immer eine Menge Freywillige an. Dieser Dienst gibt nämlich eine bleibende Versorgung ab, ohne im Ganzen sehr beschwerlich zu seyn. Der Stab liegt in Villa Rica; von hier aus werden auch monatlich die Besatzungen der Registros abgelöst.

Diese Wachthäuser sind meistens an engen Pässen u. s. w. erbaut, die kein Reisender so leicht umgehen kann. Bisweilen führt sogar die Straße selbst durch das Gebäude hindurch. Hier werden nun alle Personen aufs genaueste befragt, und äußerst sorgfältig untersucht. Dieß kann zuweilen ganze Tage dauern, je nachdem der wachthabende Officier Verdacht zu haben glaubt, oder die Anzahl der Maulthiere sehr beträchtlich ist.

Die Registros sind bald größer, bald kleiner, und bald mehr oder weniger mit Bequemlichkeiten versehen. Bey den größern

pfllegt sich jedesmal eine Wand, oder ein Wirthshaus zu befinden; in den Kleinern treibt der Sergeant-oder Unterofficier selbst die Wirthschaft. In den Höfen, oder auch in der Nachbarschaft, sind einige Ställe und Gefängnisse befindlich, wovon nach Umständen Gebrauch gemacht wird. Eben so müssen bey jedem Registro eine Menge Pfähle eingerammt seyn, an denen man die Maulthiere bey dem Ab- und Aufladen anbinden kann.

Die Lage dieser Wachthäuser, mitten in dichten Waldungen, am Rande tosender Gebirgsströme, oder am Abhange eines Felsens, ist in der Regel äußerst wild. In diesem Lande der Wunder und der Einsamkeit indessen wird dieß sehr wenig gefühlt. Die Bergreiter theilen ihre Zeit zwischen den Dienst und die Jagd, auch geben sich mehrere mit dem Abrichten von Papagenen ab. So schafft der Mensch sich überall seine eigene Welt!

Länderereyen.

Ungeheuer ist die Ausdehnung des Landes, das hier noch völlig unbebaut liegt. Die besten Länderereyen werden von der Regierung

Brasilien 1.

5

entweder verschenkt, oder von den Besitzern für eine Kleinigkeit gekauft. In letzterem Falle wird die Kauffumme allmählich in fünfzehn bis zwanzig Jahren abbezahlt. Welch ein Feld für Landwirthe mit einigem Capital und Unternehmungsgeist! Zwey oder drey portugiesische Einwanderer haben in den letzten fünf Jahren die glücklichsten Versuche gemacht.

Der Boden ist äußerst fruchtbar, die Diamantendistricte ausgenommen, wo sich die Natur auf diese beschränkt. Obgleich das Klima für Bananen, u. s. w. nicht heiß genug ist, gedeihen dennoch Zucker, Kaffee und Baumwolle in Überfluß. Eben so europäische Getreidearten, Gemüse und Früchte, namentlich Weizen, Spargel, Oliven und dgl. mehr.

Viehzucht kann mit Erfolg getrieben werden, sobald man Wiesen anlegen will. Die ungeheuren Farrenkräuter von zwanzig Fuß Höhe liefern Pottasche, die man zur Seife brauchen kann; die kaum berührten Wälder bieten die schönsten Holzarten dar. Vanille wächst wild; das ganze Land ist mit Blumen bedeckt.

Am fruchtbarsten ist der Comarca oder District von St. Joao del Rey; er wird daher auch die Kornkammer der Capitanie genannt. Die Hauptstadt gleiches Namens, von ungefähr fünftausend Einwohnern, wird als ein angenehmer Ort gerühmt. Es ist dort wohlfeiler, als in Villa Rica, und besonders als in Tejuco, ja vielleicht als irgendwo in der Capitanie. Rind- und Schweinefleisch kosten drey bis vier Kreuzer rhein. das Pfund; Geflügel und Gemüse nach Verhältniß. Die Käse und Schinken von St. Joao werden bis nach Rio Janeiro gesandt. Auch die hiesigen Frauen, von denen viele aus San Paulo abstammen, sind wegen ihrer Häuslichkeit berühmt.

Handel.

Der Handel der Capitanie Minas Geraes ist größtentheils passiv; sie führt bloß Baumwolle, etwas Zucker und Edelsteine, nebst einigen kleinen Artikeln aus, bezieht dagegen Bedürfnisse aller Art. Die Baumwolle ist, an Weiße und Güte, der von Pernambuco gleich, die Edelsteine sind Topasen, Amethysten, Berylle u. s. w. mit Ausschluß

der eigentlichen Diamanten, die sich bekanntlich die Krone vorbehalten hat. Unter den Topasen bemerken wir besonders die weißen, die man von dem District, wo sie gefunden werden, gewöhnlich Minas Novas nennt. Eben daher kommen auch die schönen Chrysoberyllen, die geschliffen von außerordentlichem Glanze sind. Sie werden in Brasilien selbst vorzüglich geschätzt, und in der Regel sehr theuer bezahlt.

Die Hauptverbindungen der Capitaneie bestehen mit Rio Janeiro und Bahia. Dorthin pflegt besonders Baumwolle, hierher der Edelsteinhandel zu gehen. Einfuhrartikel aus jenem Hafen sind dagegen Neger, Salz, Eisen, Kattune, Musseline und wollene Waaren, Hüte, Stahlarbeiten, Pulver, Öhl, Branntwein, Butter, eingesalzene Fische und Modewaaren, besonders für Tejuco bestimmt. Aus Bahia werden vorzüglich leichte Artikel, z. B. ganz feine Musseline, Kattune, Tücher u. s. w. bezogen, wozu der Wohlfeilheit wegen noch eine Menge Sättel kommt.

Eine Reise nach Rio Janeiro dauert drey bis vier Monate, eine nach Bahia fünf bis sechs, eben so viel Zeit wird zur Rückkehr

gebraucht. Alle diese Reisen sind äußerst beschwerlich und kostbar. Eine Maulthierlast beträgt neun Arreben, also beynähe drey hundert Pfund; hiefür werden nach Maßgabe der Entfernung drey bis neun Carolinen bezahlt.

Indessen hätte eine gerade Verbindung des größten Theiles der Capitanie mit dem Meere keine Schwierigkeit. Es könnte dieß nämlich vermittelst des Tigi — ton — honha geschehen. In der That ist derselbe von Tocaya an — also fünf und dreyßig Stunden oberhalb Tejucö — völlig schiffbar. Ein glücklicher Versuch bestätigte dieß.

Zur Reise stromabwärts wurden zehn Tage, zu der stromaufwärts fünf und zwanzig gebraucht, eine Menge Seitenflüsse zeigten eben so viel Verbindungen an. Wasserfälle sind keine vorhanden, platte Fahrzeuge können sehr bequem auf dem Strome gehen. Sobald daher an der Mündung ein Hafen angelegt ist, wird die Schifffahrt im Gange seyn. Die hieraus entspringenden Vortheile für die ganze Capitanie bedürfen keiner Erläuterung. Minas Novas und Cerro do Frio besonders gewannen eine ganz andere Gestalt.

Bergwerks herren.

Wer einen Besitzer von Goldgruben in Rio Janeiro, oder Bahia im ganzen Schimmer seiner Eitelkeit sieht, der macht sich von seiner Lage gewiß einen sehr hohen Begriff. Aber man besuche ihn in dem Gebirge, im Mittelpuncte seines angeblichen Reichthums, und man wird sich überzeugen, daß alles Täuschung ist.

Eine Lehmhütte, halb in Ställe, halb in Kammern abgetheilt, macht seine Wohnung aus. Kein Glasfenster, kein gedielter Boden, nicht die mindeste Wandbekleidung. Einige Bänke, Tische und Stühle, über ein halbes Jahrhundert alt; einige grobe, baumwollene Säcke mit Heu oder mit Maißblättern gefüllt, und Betten genannt, machen die ganze Meublirung aus. Aber ein großer, zerbrochener Spiegel, ein silberner Becher, eine silberne Kaffehkanne und ein silbernes Waschbecken, von veralteten Formen, erinnern an den ehemaligen Reichthum einer Familie, der nur in diesen Überbleibseln noch zu erkennen ist.

Derselbe Mann, den ihr in Rio Janeiro in einer prächtigen Milizuniform gesehen

habt, geht hier mit seinen Söhnen in Holzschuhen und altem Kaputrock herum. Seine Frau ist mit den Töchtern in groben Rattun gekleidet, die kleineren Kinder laufen nackend. Die ganze Familie lebt von Maißbrot, Gemüse und Schweinefleisch. Dieß macht Frühstück, Mittags- und Abendessen aus. Kaffeh ist den hohen Festtagen vorbehalten; andere Getränke kennt man nicht. Im Ganzen überall Schmutz, überall Armseligkeit.

Dieses Herabkommen sonst so reicher Familien schreibt sich seit den letzten fünfzig bis hundert Jahren her. Die Gruben nehmen an Ergiebigkeit ab, die Familien an Mitgliedern zu; das Eigenthum ward durch Erbschaftstheilungen zersplittert; neue Andern fanden sich selten, oder gar nicht mehr. Daher der klägliche Zustand der meisten Bergwerksherren. Es gibt deren, die nur acht Sklaven haben, man denke wie klein ihr Gruben-Antheil seyn muß. Der Bucher der wenigen Reichen saugt sich vollends aus. Dazu der alte Stolz, der jedes Gewerbe für entehrend hält. So sinken die Familien allmählich bis zum Bettelstabe herab. Die Regierung kennt

indessen das Übel, und muntert möglichst zum Ackerbau auf.

San Paulo.

Die Hauptstadt der Capitanie gleiches Namens. Sie liegt auf einer Anhöhe, ungefähr eine kleine halbe Stunde von dem schönen, breiten Tieti, der nach Südwest fließt. Die Straßen sind regelmäßig, die Häuser gut, und durchgehends auf Piséart gebaut. Diese ist sehr dauerhaft; manche derselben stehen bereits an zwey hundert Jahre. Die in den Hauptstraßen sind zwey bis drey Stockwerk hoch, und mit bunter Stuckaturarbeit verziert. Die Dächer ragen einige Fuß über die Mauern heraus, damit das Wasser bequemer abfließen kann. Dachtraufen kennt man kaum. Die Kirchen und Klöster sind ebenfalls meistens von Piséwerk.

Das Klima von San Paulo wird als das gesündeste vom ganzen amerikanischen Continent gerühmt. In der That ist die Luft äußerst rein, und die Hitze, selbst in den Sommermonaten, noch immer gemäßigt genug. Meistens hält sich der Thermometer zwischen 10 — 21 Gr. Die Abende sind in der

Regel ziemlich kühl; im Winter gefriert es selbst zuweilen dünnes Eis. Heftige Gewitter u. s. w. werden selten bemerkt. Seit Einführung der Schutzpocken ist auch die einzige Krankheit verschwunden, die sonst so tödtlich war. Die Bevölkerung von San Paulo wird auf 18 — 20,000 Seelengeschätzt.

Die Lebensmittel sind wohlfeil, und von sehr guter Beschaffenheit. Man hat Weißkraut, Salat, Blumenkohl, Artischocken, Pataten, Maiz, Bohnen, Schoten u. s. w. in Überfluß. Eben so Pfirschen, Weintrauben, Bananen, Quitten und Ananas. Dazu kommt eine Menge zahmes Geflügel, nebst gutem Rind- und Schweinefleisch. Das Brot ist keineswegs schlecht, die Butter erträglich, das Wasser besser als irgendwo. Eine Menge Bäche, die sich am Fuße der Anhöhe sammeln, versehen die Stadt sehr reichlich damit.

Die Einwohner von San Paulo — die sogenannten Paulistos — sind wegen ihres Fleißes, ihrer Rechtschaffenheit und Sittlichkeit in ganz Brasilien berühmt. Der größte Theil derselben nährt sich von der Landwirthschaft; wiewohl es keineswegs an den nöthi-

gen Handwerkern und Künstlern fehlt *). Die hiesigen Tischler besonders liefern sehr schöne Arbeit. Auch der Krämer sind sehr viel; sie führen, wie in allen Colonialstädten, fast alle Artikel ohne Unterschied.

Der bedeutendste Industriezweig ist die Baumwollweberey, besonders werden sehr schöne Netze zu Hangmatten gemacht. Mit Spitzen besetzt, geben dieselben ein geschmackvolles Hausgeräth ab, das sich auch als Sofa gebrauchen läßt. Das Spitzenklöppeln selbst ist hier eine gewöhnliche Frauenzimmerarbeit. Alle Frauenzimmerkleider werden indessen von Mannschneidern gemacht. Sonst stehen die Töchter von San Paulo, ihrer Reize und ihres Charakters halber, in ganz Brasilien im Ruf. S. P a u l i s t a — ist hier ein sehr bezeichnender Lobspruch.

Ungefähr acht Stunden von San Paulo befinden sich die alten Goldgruben von Jaragua, denen diese Stadt ihre Entste-

*) Seit 1810 ist in der Nachbarschaft ein treffliches Eisenwerk angelegt. Es besteht aus zwey Hochofen, acht Frischfeuern, und vier Hämmern, wozu noch eine Gewehrfabrik kommen soll.

dehnte, von drey mittelmäßigen Forts vertheidigte Rhede, auf der selbst eine Kriegsflotte sicher vor Anker liegen kan.

Von dieser Rhede kommt man in den innern Hafen, im Angesichte der Stadt, der jedoch auch für die größten Kauffahrer tief genug ist. Für alle Schiffe, die um das Cap Horn segeln oder zum Wallfischfange an diesen Küsten bestimmt sind, ist S. Katharina, in jeder Hinsicht, allen übrigen brasilianischen Häfen vorzuziehen.

Gleich das Klima zeichnet sich durch Gesundheit und Milde aus. Selbst im heißesten Sommermonate d. h. im Januar, steigt die Hitze höchstens auf 22 Grad. Eben so sinkt die Temperatur, auch in dem kühlfsten Monate, d. h. im Juli höchstens nur auf 22 Gr. herab. In den heißen Monaten sind zwar Gewitter, mit Regenschauern verbunden, nicht selten, sie pflegen aber sehr schnell vorüberzugehen. Der sogenannte Winter dagegen ist nichts als ein beständiger Frühling.

In beyden Jahreszeiten wechseln die regelmäßigen Seewinde sehr wohlthätig ab. In der heißen Hälfte (September bis März)

weht der Südwest, in der kühleren (April bis August) der Nordost. Beide theilen der Luft jene beständige Frischeit mit, die hier die ganze Natur belebt. Indessen pflegt dieselbe in den kühlen Monaten, besonders des Nachts, auch wohl in Feuchtigkeit überzugehen.

Ein solches Klima befördert nun die Fruchtbarkeit des Bodens, vorzüglich im Innern der Insel, ganz ungemein. Reiß in den niedrigen sumpfigen Gegenden, Mais, Manioc, vortrefflicher Kaffee, Pomeranzen, vielleicht die schönsten in der Welt; Citronen, Bananen, Ananas, Pfirschen, Melonen, Feigen, Cocos- und andere Nüsse, Weintrauben, Thams, süße Zwiebeln, Bataten u. s. w. werden in Menge gebaut. Zuckers- und Indigo-Pflanzungen gibt es verhältnißmäßig noch wenig, obgleich der Boden sehr geschickt dazu ist.

Dasselbe gilt von dem Pfeffer, der Vanille u. s. w., was daher in der Folge große Vortheile verspricht. Der hiesige Rum z. B. verbessert sich durch Alter und Reisen in der Art, daß er dem von St. Croix gleich kommt. Flach findet man viel, und von sehr guter

Beschaffenheit; er wird jedoch nur zu Netzen und Tauwerk gebraucht. An Weizen fehlt es keineswegs; indessen essen nur die Wohlhabenderen Weizenbrot. An Rindvieh, Geflügel, Fischen*) u. s. w. ist Überfluß; alle Lebensmittel sind äußerst wohlfeil.

Dasselbe gilt von dem Grundeigenthum. Wer auf Sta. Katharina ein Landgut von einigen hundert Morgen kaufen will, braucht nicht mehr als drey bis vier hundert Piafter (Conventionsthaler) dazu. Es versteht sich, daß dieß bereits in ordentlichem Anbau und, mit den nöthigen Gebäuden versehen ist. Wenn er dann nur einige gute Sklaven hat, lebt er von dem Ertrage desselben als wohlhabender Mann. Kleine, artige Besitzungen werden zu hundert Piaftern, größere Plantagen zu 170 — 200 verkauft. Dieß war z. B. noch vor einigen Jahren der Fall. Man sieht, das Geld hat hier noch großen Werth.

Für denkende Landwirthe böten auch die herrlichen Holzarten, die man in großer Menge findet, so wie der Überfluß an Rosen, Jas-

*) Vom Wallfischfange wird weiter unten die Rede seyn.



Ansicht der Stadt Nossa Senhora del Desterro, auf der Insel St. Catharina.

min u. s. w., die man das ganze Jahr hindurch ziehen kann, nicht zu verachtende Vortheile dar. Eben so der Weinbau, die Gewinnung des Kopaibalsams und dergleichen mehr. Wahr ist freylich, daß man in diesem herrlichen Lande auch einige giftige Thiere, besonders die sehr gefährliche Korallenschlange zu fürchten hat; allein mit einiger Vorsicht kann man auch diesen sehr wohl entgehen. — Die Bevölkerung der ganzen Insel mit allen Districten, die auf dem festen Lande dazu gehören, wird auf 32,000 Seelen geschätzt.

Die Stadt.

Die Stadt Nossa Senhora do Desterro *) liegt am Fuße eines mahlerischen Hügel, der mit dem herrlichsten Wachsthum geschmückt ist. Aus dem reizenden Blumentepzig erheben sich Orangenbäume und Cocospalmen, und in bunten Schwärmen gaukeln Tausende von glänzenden Schmetterlingen und Kolibris darum her. Das Innere der Stadt ist regelmäßig, und die Häuser haben ein sehr freundliches Ansehen.

*) Hierzu das Kupfer.

Indessen besteht das Ganze doch nur aus einigen Straßen, wie dann die Bevölkerung auch nur auf 3 — 4000 Seelen geschätzt zu werden pflegt. Die Statthalteren, die Hauptkirche und das Soldatenhaus (Kaserne) sind die einzigen Gebäude, die man als nennenswerth anführen kann. Dafür zeichnen sich jedoch die gewöhnlichen Wohnungen durch Nettigkeit und Reinlichkeit aus. Sie sind auch meistens mit artigen Gärten voll der herrlichsten Blumen und Gesträuche versehen.

Eigentlichen Handel hat das Städtchen nicht, wenn man nicht den Vertrieb von rothen irdenen Gefäßen hierher rechnen will. Diese werden in großer Menge nach dem Rio de la Plata, so wie nach Rio Janeiro versandt. Den Haupterwerb indessen gewährt die Schifffahrt. Außer den nach der Südsee bestimmten Schiffen, laufen nämlich alle Küstenschiffe hier ein, die von Pernambuco, Bahia und Rio Janeiro nach dem Rio de la Plata gehen.

Daher ein äußerst lebhafter Verkehr und Handwerke u. s. w. aller Art. Unter den vornehmern Einwohnern findet man viele ehemalige Kaufleute, Schiffsbeder und Schiffs-

Capitains. Sie leben von dem Erwerbe ihres Fleißes in glücklicher Abgeschiedenheit, und bezeigen sich in der Regel gegen Fremde sehr gastfren. Überhaupt wird die Höflichkeit und Gutmüthigkeit der Einwohner allgemein gelobt.

Auch die hiesigen Frauenzimmer zeichnen sich durch große Annehmlichkeit aus, ob es ihnen gleich fast immer an schönen Zähnen fehlt. Verheirathet pflegen sie äußerst fruchtbar zu seyn. Familien mit fünfzehn bis zwanzig Kindern sind keine Seltenheit. Die Kinder werden in der frühesten Jugend häufig mit gerösteten Bananen genährt. (Musa sapient.) Der Geschmack davon kommt einem Gemische von Mehl, Butter, Eiern und Zucker gleich. Manche Mütter säugen sie auch bis zum vierten Jahre. Zum Schlusse bemerken wir noch, daß der Statthalter von Sta. Katharina immer ein Abkömmling des berühmten Vasco de Gama seyn muß, was ein Vorrecht dieser Familie ist.

U r m a f a o.

Man verläßt die Stadt Sta. Katharina, um auf einem Boote nach dem festen Lande Brasilien L.

hinüber zu gehen. Hier findet man zuerst das angenehme Dorf San José, dessen Einwohner ziemlich thätig sind, und den ganzen District mit Ziegeln und Bretern versehen. In der Nachbarschaft liegt das liebliche Thal Picada, mit seinen weißen, friedlichen Hütten, halb zwischen Pomeranzenhainen und Kaffeepflanzungen versteckt. Durch eine ebenso schöne Landschaft kommt man endlich nach Armasa o, das ungefähr zehn Stunden von San José entfernt seyn mag.

Dieses große wohlhabende Dorf liegt im Hintergrunde einer Bucht, und ist der Mittelpunkt für den ganzen, an der Küste getriebenen Wallfischfang *). Alle gefangenen Fische werden demnach zur weiteren Benutzung hierher gebracht. Zu dem Ende sind die nöthigen Maschinenwerke, Siedehäuser, Wasserbehälter u. s. w. angelegt. Sie übertreffen alles, was man anderwärts ähnliches hat. So befinden sich z. B. nicht weniger, als sieben und zwanzig Siedekessel in einer Reihe,

*) Dieser Fang hat indessen nur in den Monaten December bis Juni Statt.

während immer noch Platz für drey andere ist. Ferner sind die Wasserbehälter-Gewölbe von so großem Umfange, daß man in mehreren derselben mit Booten herumfahren kann, und dgl. mehr.

Von Armasao an wird die Gegend gerirgig, bis man nach ungefähr fünf Stunden die Bai dos Ganchos oder Tejucos erreicht. Die Hütten der Einwohner sind äußerst mahlerisch, von den Gipfeln der Berge bis an das Meer hinab, zerstreut. In den benachbarten Wäldern wird viel Bauholz gefällt, und sowohl nach Rio Janeiro, als nach Maldonado und Buenos-Ayres verschifft. Auch werden hier sehr viel Boote, und zwar weit wohlfeiler gebaut, als irgendwo in Brasilien.

An dem Strande dieser Bai findet man die sogenannte Purpurmuschel, dieselbe, die bey den Alten so berühmt war. Sie mag ungefähr von der Größe der gewöhnlichen Sturmhaube (Buccinum) seyn. Die färbende Feuchtigkeit befindet sich in einem Bläschen auf der Brust des darin lebenden Thieres, und sieht blaßgelb, beynahe eiterig aus. Man erhält dieselbe, indem man die Muschel vorsichtig gerschlägt, und das Bläschen aufsticht. Die

Einwohner kennen den Gebrauch davon, und färben besonders Fransen damit. Anfangs ist die Farbe schmutzig grün; an der Luft aber wird sie nach einigen Stunden zum schönsten Carmoisin, das allen Alcalien widersteht.

San Francisco.

Ungefähr fünfzehn Stunden nördlich von der Bai dos Sanchos findet man die von San Francisco, mit der Stadt gleiches Namens, für Schifffahrt und Handel ein sehr wichtiger Punct.

Die benachbarten Gebirge liefern nämlich vortreffliches Schiffbauholz, worunter besonders eine eigene Fichtenart die herrlichsten Masten gibt. Dieses Holz ist so hart, und hält das Eisen so gut, daß hiesige Schiffe von ungleich längerer Dauer, als europäische sind. Es werden daher eine Menge größerer von 2 — 300 Tonnen, und kleinerer, wie Küstenfahrer u. s. w. für Rechnung von Rhedern in Rio Janeiro, Bahia, und Pernambuco erbaut. Auch der Hafen ist gut, und hinlänglich geschützt.

Eben so große Aufmerksamkeit verdient San Francisco in merkantillischer Hinsicht.

Hier fängt nämlich die neue große Kunststraße an, die vier und zwanzig Stunden lang, über mehrere Bergreihen hinweg, nach der reichen Ebene von Corritiva führt. Diese ist mehr als vier tausend Fuß über die Meeresfläche erhaben, und was Fruchtbarkeit und Ausdehnung anlangt, vielleicht der schönste Bezirk von ganz Brasilien. Mais, Weizen, Gemüse, Trauben, Pfirsiche, Äpfel, Oliven, Kastanien und eine Menge anderer europäischer Früchte, gedeihen hier in Überschuß.

Den größten Ertrag indessen gewährt bis jetzt das Weideland. Daher die starke Rindvieh-, Pferde- und Maulthierzucht. Der Hauptmarkt dafür ist San Paulo und Rio Janeiro. Sobald jedoch die neue Straße vollendet seyn wird, dürfte sich ein großer Theil dieses Handels nach San Francisco ziehen. Das Rindvieh von Corritiva ist nämlich ungleich besser, als das von Rio Grande de San Pedro. Die Küst enfahrer, die sich sonst hier mit Pöckelfleisch versahen, werden es dann in San Francisco thun.

Außer seinen zahlreichen Viehheerden, bietet Corritiva auch noch ausgedehnte Wal-

dungen mit Überfluß an Kalksteinen und Eisenerz dar. Mehrere Flüsse, die in den Parana fallen, führen Gold, besonders der Rio Verde; diamantenreich ist der Tibigi. Aber auch dieser herrliche Bezirk erwartet noch eine hundertfache Bevölkerung.

Los Santos.

Auch dieser Punct hat große merkantilsche Wichtigkeit. Es ist eine Stadt von sechs bis sieben tausend Einwohnern, ziemlich gut gebaut, doch wegen der niedrigen, etwas morsaftigen Lage, nicht ganz gesund. Der Hafen indessen ist trefflich, und wird sehr häufig besucht.

Spanische und portugiesische Schiffe holen hier Zucker, Kaffee, Rum, Reis, Manioc, Indigo u. s. w. ab, und führen dagegen Talg und Häute ein, wovon das meiste nach Europa geht. Einen Theil jener Erzeugnisse bezieht Los Santos aus der Capitanie San Paulo; den Reis aber, der für den besten in Brasilien gehalten wird, bringt der eigene Bezirk hervor.

Der Verkehr mit der Stadt San Paulo ist daher außerordentlich stark. Oft kommen

an einem Tage mehrere hundert Maulthiere von dort an. Die Rückfrachten pflegen in Salz, Eisen, Kupfer, irdnen Gefäßen und europäischen Fabricaten zu bestehen. Den Verkehr mit der benachbarten Gegend erleichtert der tief ins Land eingehende Seearm, so daß alles zu Wasser versührt werden kann. Es herrscht daher in Santos große Lebhaftigkeit. Noch bemerken wir, daß die hiesigen Bananas in ganz Brasilien berühmt sind.

Ureinwohner.

Ein Sturm wirft den Ostindienfahrer Pedro Cabrel Alvarez an eine unbekannte Küste; er landet, und Brasilien ist entdeckt. (19. April 1500). Die Portugiesen nehmen Besitz, sie breiten sich aus, sie dringen vor, und die Urbewohner ziehen sich in undurchdringliche Wälder zurück. Weder Cultur noch Unterjochung; eine ewige Scheidewand, ein unauslöschlicher Haß, ein nie endender Krieg. Dieß die Geschichte dreier Jahrhunderte in wenig Worte zusammengedrängt.

Allmählich hat indessen die Zeit auch hier einige Veränderungen hervorgebracht. Ein Theil der Urbewohner hat sich den Portugie-

ten genähert; es findet freundlicher Umgang, es finden nachbarliche Verhältnisse Statt. So unterscheidet man jetzt in Brasilien die völlig wilden Indianer von den civilisirten, wofür man die gemeinsamen Namen *Tapuyas* und *Caboclos* hat.

Tapuyas findet man beynähe noch in allen Theilen von Brasilien, in bald größerer, bald kleinerer Anzahl. Die meisten jedoch in den Gebirgen und Waldungen von Minas Geraes und der Ostküste, wohin noch kein europäischer Fuß gedrungen ist. Hier brechen sie von Zeit zu Zeit hervor, überfallen die schwachbevölkerten portugiesischen Besitzungen, zerstören die Maniocpflanzungen, plündern die Häuser, ermorden die Einwohner und verzehren sie. Nun befinden sich zwar bey allen solchen Besitzungen eigene Militärposten von zwanzig bis acht und zwanzig Mann (*Estacamentos*), auch werden mit gutem Erfolge große Spürhunde gebraucht. Indessen reicht beydes nicht immer hin, um diesen Streifereyen Einhalt zu thun.

Einer der stärksten, gefährlichsten, und grausamsten Stämme ist der der *Bu Tucudós*, am *Rio oloce*, in der obengenannten

Kapitanie. Auch diese leben im Innersten des dichten Urwaldes, der sich längs den Ufern dieses schönen Stromes hinzieht. Sie zeichnen sich vor allen andern Stämmen durch die eigenthümliche Form der Ohren und Unterlippen aus. Jene hängen ihnen nämlich bis auf die Schultern herab; diese stehen beträchtlich weit über die oberen hervor; beydes ist indessen nur eine künstliche Verunstaltung. Von Jugend auf durchbohren sie nämlich jene Theile, und stecken, um dieselben bis zum Äußersten auszudehnen, runde Hölzer von immer größerer Dicke hinein. Dabey haben sie die Haare vom Nacken an bis über die Schlässe abgeschoren, so daß sie äußerst widrig anzusehen sind.

Wie mit den Weißen, so leben sie auch mit allen übrigen Stämmen in Krieg und Feindschaft. Bey ihren Einfällen in die portugiesischen Besitzungen stecken sie die Häuser durch eine Art Feuerpfeile in Brand, fallen dann plötzlich über die Einwohner, die sich zu flüchten suchen, her, schlagen sie todt und verzehren sie.

Häufig lauern sie auch den Weißen und Negern hinter Gebüsch auf, oder bereiten

ihnen Fallgruben, die ganz nach Art unserer Wolfgruben eingerichtet sind. Feuergewehre fürchten sie indessen sehr, und ergreifen meistens beim ersten Schusse die Flucht. Dieß hindert jedoch ihr Wiederkommen durchaus nicht. Es scheint, daß man einen Vertilgungskrieg gegen sie führen wird; ihre Gegenden sollen reich an Goldgruben seyn. Dieß von den Tupayas, jezt was die civilisirten Indianer oder Caboclos anlangt.

Diese leben entweder noch in den Wäldern fort, jedoch als Freunde der Portugiesen, oder sie sind getauft worden, und bewohnen eigene Dorfschaften nach europäischer Art. Man kann leicht denken, daß die Civilisation der ersteren so wie der letzteren, noch sehr gering ist. Hier einige Nachrichten von einem solchen Stamm.

„Wir wünschten Puris zu sehen; — sagt einer der neuesten Reisenden *) — ihr Aufenthalt war in der Nachbarschaft. Gegen Abend kamen acht derselben, fünf Männer und drey Weiber mit einigen Kindern an.

*) Der treffliche Prinz Maximilian von Neuwied.

Diese Kleinen, untersehten, beynahe ganz nackten Menschen, mit den langen Bogen und Pfeilen in den Händen, machten einen ganz eigenen Eindruck auf mich. Wir gingen ihnen entgegen, und bewirtheten sie mit Branntwein. Drey bis vier sprachen gut portugiesisch, die Unterhaltung ging also sehr leicht vor sich."

„Die meisten hatten auf Stirn und Wangen rothe Punkte; andere waren mit schwarzen Streifen in der Länge und Quere bemalt. Der eine trug ein Band von einem gelblichweißen Affenfell um den Kopf. Die Gesichtsbildungen hatten etwas Kalmuckisches, kurze breite Nase, starke Backenknochen u. s. w. Wir mußten versprechen, am folgenden Tage einen Gegenbesuch zu machen, und so verließen sie uns."

„Als wir am anderen Morgen hingehen wollten, trafen wir die ganze Horde nahe bey der Zuckerfabrik an. Ein ganz einziger Anblick! funfzig nackte braune Menschen, Männer, Weiber und Kinder, alle auf mancherley Art bemalt; einige Kinder wie Perlhühner gedüpfelt, was recht sonderbar aussah. Wir zogen nun mit ihnen allen in den

Wald. Der Weg führte in ein einsames Thal hinab; immer schmaler und immer wilder; endlich standen wir bey der äußersten Hütte still."

„Sie war sehr einfach. Zwey Bäume, eine Querstange, eine Reihe Palmblätter daran — das machte das Ganze aus. Dann das ausgespannte Schlafnetz, die Bogen und Pfeile, ein kleines Feuer, einige Kürbißflaschen u. dgl. mehr. Die Wilden boten uns Waffen, und ihre sämmtlichen Puffsachen an. Da wir uns darauf vorgesehn hatten, tauschten wir eine Menge davon ein. Wir hatten nämlich Messer, kleine Spiegel, Schnupftücher, rothwollene Mützen, Rosenkränze von bunten Glaskorallen und dergleichen mehr bey uns. Für ein Messer erhielt ich ein großes schönes Schlafnetz u. s. w.

„Zum Beschlusse schenkten wir ihnen ein Schwein. Sie fengten es lebendig, lachten bey dem Schreyen desselben gewaltig, tödteten es hierauf mit Pfeilschüssen, und aßen es beynahе ganz roh. Dagegen boten sie uns Affenfleisch an. Die Stücke sahen wie zerschnittene Menschenglieder aus. Ein höchst widriger Anblick."

Die Caboclos, die in den Dörfern *) leben, beschäftigen sich zum Theil mit dem Maniokbau, zum Theil mit anderer Handarbeit. Sie sind jedoch so wenig wohlhabend, daß ihre Armseligkeit zum Sprichwort geworden ist. -- „Mosino como caboclo“ — Arm wie ein Caboclo — heißt es. Sie arbeiten überhaupt nur wenn sie müssen, weshalb denn ihre Vorgesetzten, besonders die Pfarrer, zur Strenge gezwungen sind. Jagd und Fischfang, besonders aber das Botenlaufen, scheinen die einzigen Beschäftigungen, wozu sich ein solcher Caboclo gern gebrauchen läßt. Sie vertragen sich allerdings am besten mit seiner Liebe zur Unabhängigkeit.

Naturgeschichte.

Nur Andeutungen, nur Umrisse, nur ein verkleinertes Bild der großen, majestätischen, riesenhaften Natur des Wunderlandes, Brasilien genannt.

*) Dieß sind die von den Jesuiten angelegten Missionsdörfer am Maranhon, Ptenos, Negro u. s. w.

Schon in der Nähe der Küsten kündigen berauschende Wohlgerüche, die prachtvollen Schmetterlinge, die kolossalen Palmen und Farrenkräuter, die Menge der Zoophyten und Mollusken, der Seekrebse und Fische, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Pflanzen- und Thierwelt an.

Aber welch' noch größeres Erstaunen, wenn der Naturforscher landeinwärts geht, wenn er die Waldungen betritt. „Mit jedem Schritte — sagt ein neuerer Reisender *) — nahm meine Bewunderung zu. Die ungeheuren Baumstämme, mit ihren Blumenkronen, die Wohlgerüche, die neuen Gestalten der Schwämme, die Höhe und Mannigfaltigkeit der Farrenkräuter, alles bezauberte mich, alles vermehrte den hohen Wonnegenuß. Nie hatte ich noch so hohe, wunderbare Bäume voll Blüthen und Früchte zugleich gesehen; nie solche üppige Schlingpflanzen bis zu den Wipfeln hinauf, und so malerisch gruppiert.

Noch mehr aber fesselte das laute Leben des Waldes meine Aufmerksamkeit. Hier Pa-

*) Der berühmte Langesdorf.

pagayen von tausend Formen und Farben, dort eine Menge großer und kleiner Affen, pfeisend und schreyend, schnatternd und klappernd, ein unbeschreibliches Getös. Zu meinen Füßen die Armadillos, zu meiner Rechten die Kolibris. Dort eine große giftige Schlange, hier ein Schwarm von Schmetterlingen um den blühenden Baum. Endlich ein buntes Heer von Singvögeln, deren schmetternder Ton aus den Ästen bricht.

Untersucht der Naturforscher diese Waldungen genauer, welche Herrlichkeiten findet er nicht! Kokospalmen, Pomeranzenbäume, den prächtigen rothblumigen Korallenbaum *), die hohe Jackeldistel, die Melonenbäume **), die Baumaloeu ***) u. s. w., sie bilden die üppigsten Gruppen, die man sehen kann. Dazwischen die Schlingpflanzen, wie Passiflora, Aristolochia, Bignonia; auf hohen Bäumen: die Schmaroher-Jackeldisteln****), die drathähnlichen Tillandsiae, und verschiedene Ana-

*) Erythrina Coralloid.

**) Crescentia.

***) Agave foetida.

****) Cactus pendul. etc.

nas. Während mehrere Arten der letzteren auf den obersten Zweigen der Sinnpflanzen u. s. w. wachsen, hängen die Cactus und Tillandsiae an den untern mit Nestern von Oriolus Haemorrh. vermischt.

Dann die übrigen Reichthümer der Pflanzenwelt. Von den Farbehölzern bis zu dem Pfeffer, von der Baumwolle bis zu der Jallappa, vom Schiffsbauholze bis zur Rebe, von den Bananen bis zum Roucou.

Aber in noch größeren und zahlreichern Formen erscheint die Thierwelt. Von der Riesenschlange bis zur Eidechse; vom Ameisenbär bis zum Stachelschweine, von den hundert Arten Vagageyen bis zum wunderbar gestalteten Toucan und Anhinga, vom silberglänzenden Mico mit dem rosenfarbenen Kopfe bis zum Armadillo, endlich von dem Seekrebse bis zum Bandfische *) und dem Manati, welche Mannigfaltigkeit, welche Sonderbarkeit in Farbe, Gestalt und Lebensart! Welches ungeheure Feld für den Naturforscher, der hier ein Jahrzehent verweilen kann.

*) Chaetodon L.

Einen vortrefflichen Anfang hat der eben so muthige als Kenntnißreiche Prinz Maximilian von Neuwied gemacht. Seine Bemühungen sind um so verdienstvoller, wenn man die großen, damit verbundenen Schwierigkeiten bedenkt. Zwanzig große Kisten mit Quadrupeden, Reptilien, Vögeln u. s. w. legen das schönste Zeugniß für seinen Eifer und seine Thätigkeit ab. Deutschland ist stolz auf dich, herrlicher Sohn einer vortrefflichen Mutter, wohl des unvergeßlichen Bruders werth, der den Tod fürs Vaterland starb!

Die Weißen.

Es sind entweder Europäer oder Brasilianer, doch unter erstern nicht Portugiesen allein. Man findet auch Deutsche, Irländer, Engländer, Franzosen, Italiener u. s. w. darunter, wie sie Handel und Industrie zusammengeführt hat. Natürlich aber machen die Portugiesen die Mehrzahl aus.

Man erräth leicht, daß diese im Besiz der höchsten Kirwenämter, so wie der vornehmsten Civil- und Militärstellen sind; eben so, daß es viel reiche und angesehene

Kaufleute unter ihnen gibt. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Altportugiesen — um diesen Ausdruck zu brauchen — mit einem gewissen Stolge auf die Brasilianer herabsehen, während diese natürlich ihrerseits in hohem Grade eifersüchtig auf sie sind. Daher eine Trennung, eine Spannung, eine Feindschaft zwischen beiden, die zu beklagen ist. Unter den Portugiesen soll es nicht an Abenteurern fehlen, die anfangs ganz arm gewesen, aber hier schnell empor gekommen sind.

Die Brasilianer sind meistens Pflanze, Eigenthümer von Bergwerken und andern Besitzungen, Rheder, Juwelirer, Schiffskapitäns, Kaufleute u. s. w.; auch bilden sie die Mehrzahl der mittleren und niederen Geistlichkeit. Dieß letztere scheint bemerkenswerth, weil es ihnen Einfluß auf die Masse gibt.

Im Allgemeinen haben die Brasilianer Talent und Geist. Es liegt etwas Freyes und Unternehmendes in ihrem Charakter, das an das Kühne und Abenteuerliche gränzt. Stolz und empfindlich, werden sie leicht gereizt, vergessen aber auch eben so schnell. Ihre Erziehung läßt viel zu wünschen übrig, doch zeigt sich einiges Streben nach Bildung.

Es ist zu hoffen, daß die zwischen ihnen und den Portugiesen bestehende Spannung nachlassen wird.

Unter den übrigen in Brasilien lebenden Weißen, dürften die Irländer und Engländer die zahlreichsten seyn. Jene sind meistens Handwerker, in den Hafenstädten versteht sich; diese beschäftigen sich mit dem Handel, der Schifffahrt, oder der Wundarzneykunst.

Nach ihnen kommen die Franzosen und Italiener, jene als Künstler, besonders in Rio Janeiro, diese als Ärzte und Gastwirthe ebendasselbst und anderwärts. Dann folgen die Deutschen, von denen die meisten in den Eisenwerken beschäftigt sind. Die neue Verbindung mit Oesterreich dürfte noch mehr hierher ziehen. Was sich von Holländern, Schweden u. s. w. in Brasilien befindet, gehört dem Handelsstande an.

Der neue Pflanze r.

Die Nähe einer Stadt, ein guter Boden, eine leichte Verbindung zu Wasser und zu Lande — dieß bestimmt die Wahl des Pflanzers, der einen Theil des vielen unan-

gebauten Landes zu seinem Eigenthume machen will.

Er hat sich die Lage ausersuchen; sogleich gibt er bey dem Statthalter die gehörige Bittschrift ein. Der Wunsch der Regierung unterstützt sein Gesuch; man überläßt ihm eine bis anderthalb Quadrat-Legua, zuweilen auch mehr, er bezahlt nichts als die Ausfertigung. Jetzt eilt er die nöthigen Neger zu kaufen, versieht sich mit Geräthschaften, Maulthieren und Lebensmitteln, und nimmt von seinem Grundstücke Besitz, das in der Regel aus lauter Waldung besteht.

Das erste ist jetzt die Errichtung von Hütten, die auf vier Pfählen stehen, oder von sogenannten Ranchos. Hierauf geht es an die Ausrottung, nach Verhältniß des möglichen Anbaues versteht sich. Dieß muß mit gehöriger Vorsicht geschehen. Sind die Bäume umgehauen, so werden sie angesteckt. Je schneller, je vollkommner sie veröfrennen, desto besser; je langsamer und unvollkommner, desto schlimmer; daher keine Ausrottung während der Regenzeit.

Ist nun der Boden rein, so wird ein Theil des Landes aufgehackt, und mit Mais,

Bohnen und anderen Hülsenfrüchten belegt. Ein anderer Theil wird sorgfältiger umgegraben, und zum Maniok bestimmt. So ist für den Unterhalt der ganzen Familie gesorgt. Auch Kürbisse werden gezogen, weil man sie häufig zum Pferdefutter braucht.

Nest erst denkt der Pflanze an den Zucker- und Kasseh- an den Baumwollen- und Indigo-Bau. Zu gleicher Zeit errichtet er Wohnungen, und fängt seinen Viehstand an. Auch eröffnet er Verbindungen mit der Stadt, benutzt die Fischerey u. s. w., kurz erweitert seinen Kreis nach Möglichkeit. Mancher dieser Pflanze fängt mit zehn Negern an, und besitzt am Ende zehnmal so viel.

Rio Grande de San Pedro.

Hafenstadt im südlichen Brasilien, die nicht mit Rio Grande do Norte im nördlichen zu verwechseln ist *); zugleich die Hauptstadt der Kapitanie gleiches Namens, wie dieselbe seit 1807 besteht. Sie liegt in der

*) Sie wird daher auch Rio Grande do Sul genannt.

Mitte eines langen Meerbusens, in einer sandigen Gegend, die aber bald in gutes Weideland übergeht.

Der Hafen hat große merkantilische Wichtigkeit; die Haupterzeugnisse der Kapitaneie werden von hier aus verführt. Diese bestehen in Weizen, Ochsenfinken, Häuten, Hörnern, Haaren und Talg.

Der Weizen ist an sich gut, aber unrein; auch erhitzt er sich sehr leicht, indem er in Säcken von rohen Häuten verführt wird. Die Ochsenfinken kommen unter dem Namen *Charque* in den Handel, werden aber nur uneigentlich so genannt. Es sind nämlich nicht nur die Hintertheile, sondern auch andere große Stücke Fleisch. Diese werden, nach Verhältniß ihrer Dicke, zehn bis vierzig Stunden in Salzwasser gelegt, hierauf an der Sonne getrocknet, und zuletzt in Ballen von 150 Pfund verpackt.

Dieses *Charque* gibt in ganz Brasilien für die Neger und niederen Klassen, besonders aber für die Matrosen, ein Hauptnahrungsmittel ab. Es wird sogar bis nach Westindien versandt. Gut zubereitet, gleicht es dem Pöckelfleisch. — Von Häuten werden über

300,000 Stück jährlich, alle roh ausgeführt; die übrigen Artikel in gleichem Verhältniß.

Rio Janeiro, Bahia und andere nördliche Häfen beziehen das meiste von diesen Erzeugnissen, und versenden sie dann, mit Ausnahme des Charque und des Weizens, durch ganz Europa. Dagegen erhält Rio Grande theils andere brasilianische, wie Rum, Zucker, Tabak, Reis u. s. w., theils europäische Artikel aller Art. Unter letzteren haben besonders die großen Schlachtmesser einen sehr sichern Absatz. Dieser Handel beschäftigt jährlich an hundert Küstenfahrer, wovon mancher zwey bis drey Reisen macht. Wegen der Seichtigkeit des Hafens von Rio Grande dürfen sie aber nicht über zehn Fuß tief gehen.

F a z e n d a s.

Allgemeiner Name für Pflanzung, Gut, Meiercy und dergleichen, freylich, was Größe, Anbau und Beschaffenheit anlangt, von großer Verschiedenheit.

So findet man eine Tagereise von Rio Janeiro die königliche Fazenda, Sta. Cruz

genannt. Die dazu gehörigen Ländereien haben an dreißig Stunden im Umfang. Das Wohngebäude bildet ein Viereck mit einem Hofe in der Mitte; die zwey Stockwerke sind mit Gallerien versehen. Es war ein Jesuiten-collegium; ist aber so weit verändert worden, daß es der königlichen Familie zum Sommeraufenthalte dienen kann.

Die Gegend ist sehr romantisch; der Boden gut bewässert, und äußerst fruchtbar. Eine schöne Ebene, von einer deutschen Quadratmeile im Umfange, bietet das herrlichste Weideland für sieben bis acht tausend Stück Rindvieh dar. Die Anzahl der Neger wird auf fünfzehn hundert geschätzt. Ein neuer Reisender *) bemerkte indessen, daß die Verwaltung dieser schönen Besitzung nicht die beste war. Er fand die Kaffeepflanzungen mit wildem Gesträuche, die Felder mit Unkraut bedeckt.

Audere Fazendas sind von weit kleinerem Umfange, und gerade deßhalb ungleich vorzüglicher angebaut. So sah derselbe Reisende die von Manuel José Pereyra, und

*) M a w e.



Botecudo.



gefähr dreyßig Stunden von der Hauptstadt. Der Eigenthümer, seine zwey Söhne, und sechs Neger machten die ganze Zahl der Arbeiter aus. Er besaß das Gut erst seit acht Jahren, hatte aber dennoch die Zahl seiner Kaffebäume schon auf fünftausend gebracht.

Fleiß und Einsicht belohnen sich überall; doch vielleicht nirgends so schnell wie in Brasilien. Derselbe Reisende erwähnt der Fazenda eines Pater Thomas, fünf und dreyßig Stunden von Rio Janeiro. Ein einziger Neger besorgte die ganze Arbeit, und das Gütchen war erst seit einigen Jahren angebaut. Gleichwohl ward der Werth desselben, die Vorräthe inbegriffen, bereits auf 4400 Gulden rhein. geschätzt. Aber der brasilianische Boden ist auch so gut, daß man das zweyhundertste Korn annehmen kann. Eine Ernte vom hundert und fünfzigsten wird schlecht genannt.

Zucker, Kaffeh, Baumwolle, Reis und Tabak machen die Haupterzeugnisse für den ausländischen Handel aus. Maniok, Mais und Gemüse werden für den Hausbedarf, und den inländischen Verkehr gebaut. Das Zuckerrohr braucht vierzehn bis achtzehn Monat,

Brasilien I.

8

Kaffee in Schöflingen gezogen, trägt im zweyten Jahr, und wächst im fünften bis sechsten aus.

Baumwolle aus dem Samen trägt im ersten Jahr. Der Tabak wird verpflanzt; das Pfropfen ist wenig im Gebrauch. Der Maniok braucht vierzehn bis achtzehn Monat; der Mais nur vier bis fünf. Ein Maisacker gibt im zweyten Jahre gutes Bohnenland, worauf man ihn acht bis zehn Jahre liegen läßt.

Die Viehzucht ist sich nicht überall gleich. Vielen Distrikten fehlt es an Weideland. Doch, wo sich dieses findet, ist sie ansehnlich genug. Immer bleibt indessen die Theuerung des Salzes ein großes Hinderniß. Milchereyen sind noch nicht vorhanden, daher die starke Einfuhr von Butter und Käse aus England. Am ausgebreitetsten ist die Schweinezucht, indem Schweinefleisch unter die brasilianischen Hauptgerichte gehört. Man mästet die Schweine mit rohem Mais.

Im Allgemeinen sind die hiesigen Landwirthe noch sehr zurück; eine ihrer Maschinen indessen scheint der Aufmerksamkeit werth. Es ist ein Mörser zum Maisstampfen, dessen

Keule durchs Wasser in Bewegung gesetzt wird. Zu diesem Ende steht sie mit einem Hebel in Verbindung, der 25 — 30 Fuß lang ist, und nach fünf Achteln dieses Maßes auf einer Stütze ruht. Dabey hat er an diesem kürzeren Ende eine löffelartige Aushöhlung, womit er das darauf zugeleitete Wasser einschöpft.

So wie der Löffel voll ist, fängt er an zu sinken, wogegen sich die Keule erhebt. So wie er bis zu einem gewissen Punkte gesunken ist, leert er sich aus, wogegen die Keule wieder fällt, und so fort *). Diese Bewegung wechselt in einer Minute ungefähr viermal ab, wodurch der Mais vollkommen in Mehl verwandelt wird. Gewiß eine sehr einfache Vorrichtung, und besonders da willkommen, wo wenig Wasser vorhanden ist.

Mulattos, Mamelucos und Mestizos.

Die ersten bilden die Klasse zwischen Weißen und Schwarzen, die zweyten zwischen Weißen und Indianern, die dritten zwischen

*) Wohl zu bemerken, daß Mörser und Keule von Holz sind.

Indianern und Negern, — so gibt die Farbe den Rang, wie sie den Unterschied macht.

Es gibt freye Mulatten, es gibt Mulattensclaven; nur von jenen wird hier gesprochen; über diese ist der Artikel Sclaven nachzusehen. Die Mulatten stehen nach ihrer Meinung dem Weißen am nächsten; sie sehen mit Verachtung auf Mameluken und Negern herab. In der That sind sie in Brasilien begünstigter, als irgendwo.

Jeder freye Mulatte ist zu öffentlichen Ämtern geschickt; er wird dadurch factisch ein weißer Mann, obgleich seine Farbe das Gegentheil sagt. — „Er war ein Mulatte“ — heißt es in solchen Fällen. — „Nun ist er es nicht mehr.“ — Ein Pfarrer, ein Richter, ein Hauptmann kann kein Mulatte seyn: der König hat ihn für weiß erklärt, das ist genug! — Wirklich eine Baronisirung ganz eigener Art.

Man findet indessen Leute von sehr guter Erziehung, vortrefflichem Charakter, und großem Vermögen unter den Mulatten, wie sie denn überhaupt voll herrlicher Anlagen sind. Heirathen zwischen Mulattinnen und Weißen sind keineswegs ungewöhnlich; ja

sie finden sogar sehr häufig Statt. Getadelt pflegen sie nur dann zu werden, wenn der Weiße von Stande, und die Mulattinn gar zu dunkelfärbig oder beynahе schwarz ist. Hierauf wird bey Personen von Rang und Vermögen sehr genau gesehen. Sonst gilt jede braune Schattirung durchgehends für weiß.

Europäische Abenteurer setzen sich indessen über alles hinweg. Sie heirathen daher häufig in die reichsten Mulattenfamilien, mag die Farbe auch noch so dunkel seyn. Man begreift leicht, daß sie wegen der Verbesserung des Blutes sehr willkommen sind. Dieß gibt dann in der Regel die reichsten, unternehmendsten Kaufleute, deren Vermögen nicht selten in die Millionen geht.

Die *Mamaluco's* zeichnen sich durch körperliche Schönheit aus. Sie sind braun, aber sie haben weit edlere Züge, und völlig glattes Haar. Meistens leben sie im Innern, vom Ackerbau und der Viehzucht. Sie sind stolzer und selbstständiger als die Mulatten, und demüthigen sich vor den Weißen bey weitem nicht so sehr. Unstreitig trägt das Bewußtseyn ihrer völlig freyen Abkunft, und

ihre Lebensart dazu bey. Sonst stehen sie bey den Brasilianerinnen in großem Ruf. Wo von einer Heldenthat, oder etwas Außerordentlichem die Rede ist, kommt sicher ein großer, starker *Mama Lucam* dabey vor.

Die *Mestizos* werden gewöhnlich zu den Mulatten gerechnet, worin auch wirklich ihr Ehrgeiz besteht. Sie treiben den Kleinhandel, halten Garküchen und dergleichen mehr. Auch unter ihnen sind sehr viel *Sclaven*, wovon der eigene Artikel das weitere enthält. Im Allgemeinen wird jeder sehr dunkelfarbige, häßliche, mißgestaltete Mensch, ein *Mestizo* genannt, von welcher Rasse er auch übrigens seyn mag.

Die wandernden Priester.

Ein ungeheures, kaum zum zwanzigsten Theile bevölkertes Land bietet eine Menge der sonderbarsten Erscheinungen dar. So auch im nördlichen Brasilien, wo die künftige Einwohnermasse erst nur punctweise angedeutet ist. Fünf, sechs, ja mehrere Tagereisen von einander entfernt, leben hier einzelne Familien auf unermesslichen Ebenen zerstreut. Um

ihrentwillen durchreisen fromme Priester diese Gegenden, damit sich auch der ärmste, wenigstens einmahl im Jahre, der kirchlichen Wohlthaten zu erfreuen haben mag.

Der Priester ist mit der nöthigen Erlaubniß u. s. w. von seinem Bischof versehen. Er hat zwey Pferde, eins für sich, eins für die heiligen Gefäße und Geräthschaften, worunter ein tragbarer Altar. Ein Knabe, der zugleich bey der Messe u. s. w. dient, folgt zu Fuße nach. Wo nun Messen verlangt werden, oder Kinder zu taufen sind, oder sonst eine kirchliche Verrichtung nöthig ist, findet ein kürzerer oder längerer Aufenthalt Statt. Der Priester wird in Geld, oder Lebensmitteln bezahlt. Seine Ankunft ist ein Fest; sein Besuch eine Familienmerkwürdigkeit; jeder nimmt ihn nach Kräften auf.

So bleiben auch diese Familien in ihren einsamen Steppen durch das festeste und heiligste Band an das Ganze geknüpft! So können auch hier religiöse Ideen und Gefühle nie untergehen! Darum fern auch der leiseste Verdacht der kleinsten Spöttelen bey dieser Überschrift. Ziehe hin Mann Gottes auf deiner beschwerlichen Bahn! Ehrwürdiger

Bote des Heils, Vater des Trostes und des Friedens, segne auch uns, wir grüßen dich!

Porto Seguro.

Hafenstadt in der Kapitanie Bahia. Hier war es, wo Pedro Alvarez Cabrel, der Entdecker von Brasilien, das erstemal einlief, und dem sichern Ankerplaz den bezeichnenden Namen Porto Seguro gab. Noch jetzt wird das Kreuz aufbewahrt, das er zum Zeichen der Besitznahme aufrichten ließ. Mit Stolz nennen die Einwohner ihre Stadt die erste und älteste von Brasilien.

So wie man in den Hafen einfährt, erblickt man rechts die Stadt auf einer steilen Anhöhe, die sich mitten aus der malerischen Gegend erhebt. Der Strom ist mit Fischerhütten, zwischen Kokospalmen und Orangensplantungen bedeckt. Höher hinauf reiht sich Gebüsch an Gebüsch, von tausend kleinen Wegen durchkreuzt, von schön tropischen Vögeln bevölkert, und in der Pracht der üppigsten Vegetation.

Die Stadt selbst bietet indessen wenig Merkwürdiges dar. Einige öffentliche oder

Privatgebäude ausgenommen, sieht das Ganze wie ein Haufen armseliger Hütten aus. Die meisten Häuser sind nämlich nur ein Stockwerk hoch, und statt der Fenster mit Rohrgittern versehen. Die Hauptkirche, das Rathhaus und das Gefängniß, alles, besonders die erste, sehr stattliche Gebäude, stehen dagegen nicht wenig ab. Die Bevölkerung wird auf viertehalb tausend Seelen geschätzt.

Das Klima ist keineswegs so heiß, wie die Polhöhe vermuthen läßt. Selbst im höchsten Sommer (Dezember) wird die Luft merklich durch den Seewind erfrischt; auch sind die Morgen und Abende, des starken Thaues wegen, außerordentlich kühl. In den sogenannten Wintermonaten, ja selbst schon in den letzten Wochen der heißen Jahreszeit, ist die Temperatur durchaus gemäßigt und angenehm.

In Ansehung der Lebensmittel ist ein Europäer dagegen sehr übel daran. Europäische Gemüse sind fast gänzlich unbekannt; man hat nichts als Zwiebeln, die aus Bahia kommen, und etwas Kohl, der eine Seltenheit ist. Frische Fische sind trotz der Nähe des Meeres nur mit Mühe zu bekommen, weil

Brasilien 1.

sich Niemand mit dem regelmäßigen Fange abgeben mag. Fleisch, und überdem bloß Rindfleisch, ist nur Sonnabends zu haben, weil keine Schafzucht getrieben, und nicht mehr als einmahl wöchentlich geschlachtet wird. Alles, worauf man in der Regel rechnen kann, sind getrocknete Fische, Maniokmehl und tropische Früchte aller Art. Trägheit der Einwohner auf einer Seite, und Mangel an Aufmunterung auf der andern, scheinen die Ursache davon zu seyn.

Auch der Anbau der Pflanzungen beschränkt sich nur auf den Maniok und das Zuckerrohr. Die Aufsicht darüber ist meistens portugiesischen *Zeitoren* *), auch wohl Mulatten, ja hier und da sogar vorgezogenen Negern anvertraut. Mit einigen dieser Pflanzungen sind kleine Meiereien verbunden, wo zum Hausbedarfe einiges Rindvieh und Geflügel aufgezogen wird.

Unterhalb Porto Seguro liegt ein Dorf, das fast eben so groß und eben so stark bevölkert ist. Die Einwohner leben durchaus vom Fische, wozu es zwischen den soge-

*) d. h. Treibern.

nannten Abrolhos *) gute Gelegenheit gibt. Es ist ein lachsähnlicher Fisch, der eingesalzen, und nach Bahia zu Markte gebracht wird.

Der Fang beschäftigt funfzig bis sechzig große Böte, und dauert vier bis sechs Wochen lang. Netze und Angelschnüre sind sehr gut gearbeitet; die letztern besonders verdienen wirklich Aufmerksamkeit. Sie werden aus Baumwolle gedreht, und so lange mit einer gewissen harzigen Baumrinde gerieben, bis sie gleichsam mit einer Art Lack überzogen sind. So vereinigen sie also Stärke, Dauer und Schnellkraft.

Frey neger.

Um genau zu Werke zu gehen, vor allen Dingen die Wortbestimmung. Nicht von freygelassenen Negern, nein von freygebornen reden wir. Sie werden sonst auch Creolen-Neger genannt, und bilden eine zahlreiche scharfbestimmte Klasse der brasilianischen Bevölkerung.

*) Eine Klippenreihe.

Die Creolen-Neger stehen ganz allein; ihre Farbe trennt sie zu sichtbar von den Weißen, jede stillschweigende, oder gesegliche Vermittlung ist hier eine Unmöglichkeit. Daher aber auch die feste Verbindung aller Creolen-Neger unter einander, wie sie bey keiner der übrigen Klassen gefunden wird.

Die Creolen-Neger sind im Allgemeinen groß und wohlgebaut. Sie haben Muth und Unternehmungsgeist. Sie zeigen sich den Weißen gern gefällig; allein die geringste Anspielung auf ihre Farbe, und sie gerathen in heftigen Zorn. — „Ein Neger bin ich, aber ein ehrlicher Mann!“*) — heißt es dann häufig, was auch meistens gegründet ist. Von den Slaven unterscheiden sie sich durch alle die Würde, Ruhe und Sicherheit, die das Gefühl der Freyheit zu geben vermag.

In der Regel treiben sie meistens Handwerke oder den Kleinhandel, Künste dagegen selten, am häufigsten noch die Gärtnerey. Es fehlt nicht an wohlhabenden, ja selbst reichen

*) Negro-sim, porem direito.

Leuten darunter, die Besitzer von vielen Sklaven sind. Von öffentlichen Aemtern können die Creolen-Neger nur eines bekleiden, sie können „Capitaens do Campo“ seyn. Unter diesem Nahmen versteht man eine Art Landreiter, die zum Auffuchen der entlaufenen Sklaven bestimmt sind. Fast immer, ja bey nahe ausschließlich, werden Creolen-Neger hierzu ernannt. Außerdem bilden sie eigene Milizregimenter, deren Uniform weiß mit scharlach ist.

San Salvador.

Küstenstadt, auch unter dem Nahmen Bahia bekannt, den sie mit der ganzen Provinz oder Kapitanie, von der hier befindlichen Bai erhalten hat. Diese Bai heißt bey den Portugiesen „Bahia dos todos os Santos“*) und zieht sich von Südost nach Nordwest, an funfzehn geographische Meilen in das Land hinein. Sie hat einen Umfang von sechs und dreyßig Stunden, nimmt sechs beträchtliche schiffbare Ströme auf, ist mit den

*) Die Allerheiligen-Bai.

reichendsten Ufern umgeben, und bildet in ihrem vordersten Theile einen der größten, bequemsten und sichersten Hafen von Südamerika.

Auf der rechten Seite, und nur wenig von der Mündung desselben entfernt, zieht sich am Rücken eines steilen Hügels, die Stadt San Salvador hinab. Sie erscheint außerordentlich groß, indem das Ganze mit vielen Pflanzungen durchschnitten ist. Indessen hat sie doch wirklich eine Bevölkerung von 100,000 Seelen, worunter man 30,000 Weiße, eben so viel Mulatten und 40,000 Neger zählt. Die Straßen sind eng und winklicht, die Häuser mit wenig Ausnahme schlecht. Das Klima ist gesund und angenehm, wozu die große Wasserfläche und die hohe Lage beiträgt.

Was die Lebensmittel anlangt, so ist man in Ansehung des Fleisches, bloß auf schlechtes Rind- und Schweinefleisch beschränkt. Dagegen herrscht an Fischen und Schaalthieren, an Früchten und andern Gemäcshen großer Überfluß. Wirklich bieten auch die Fisch-, Frucht- und Gemüsemärkte einen überraschenden Anblick dar.

Man sieht die schönsten, mannigfaltigsten Fischarten, Muscheln, Austern, Schildkröten u. s. w. Die herrlichsten tropischen Früchte, wie Cocos, Pisangs, Bananas, Mangos u. dgl. *) endlich die Yams, die Manioks und andere diesen Breiten eigenthümliche Pflanzungen in großen Haufen, und in der buntesten Mischung daselbst.

Auch die Blumenmädchen, meistens recht artige Mestizinnen, sind bemerkenswerth. Der Jasmin, so wie die Rosen und Nelken, haben einen außerordentlich starken Geruch.

In andern Hinsichten ist indessen für Fremde sehr wenig gesorgt. Gasthöfe gibt es gar nicht, man muß Privatwohnungen suchen, und sich hier selbst mit Mobilien versehen. Speise- und Kaffeehäuser sind zwar in Menge vorhanden, aber schlecht und unreinlich genug. Bey jenen ist statt des Schildes eine Flagge ausgehängt; in diesen werden statt der Tassen Biergläser gebraucht.

*) Unter andern auch Citronen, die man in Zucker einmacht, und dann zu einem Kreuzer rh. das Stück verkauft. Sie werden daher überall zum Nachtsch aufgesetzt.

San Salvador ist die Hauptstadt der Kapitanie, und folglich der Sitz der Oberstatthalterschaft. Die Festungswerke sind ausgedehnt; doch keineswegs von besonderer Wichtigkeit. Auf der Seeseite z. B. ist bloß das Fort do Mar, und die Batterie San Felipe bemerkenswerth. Jenes liegt auf einer Klippe, faßt eine Besatzung von fünf hundert Mann, und ist mit fünf und vierzig schweren Kanonen versehen. Die genannte Batterie liegt dem Fort gegenüber, und ist mit dreyßig schweren Kanonen besetzt. Zwischen beyden pflegen alle Schiffe vor Anker zu gehen.

Auf der Landseite kam es auf die Vertheidigung der beyden Hauptzugänge des nördlichen und des südlichen an. Diese werden durch drey Kastele gedeckt, die wirklich mit Einsicht angelegt, aber etwas verfallen sind. Es sollen auf allen zusammen noch keine hundert Kanonen vorhanden seyn.

Die Besatzung besteht aus fünf tausend Mann, worunter ein Regiment Artillerie, drey Linienregimenter u. s. w. befindlich sind. Auch hat San Salvador ein Schiffswerk, wo aber immer nur ein einziges Linienschiff

auf einmal gebaut werden kann. Recht gute Privatwerfte für Kauffarteysschiffe sind in der Nähe der Stadt, bey Tapagippe angelegt. Das Holz ist vortreflich, und die Arbeit aller Ehren werth.

Der Handel von San Salvador ist ansehnlich genug. Er zerfällt in den mit dem Mutterlande, und den mit den übrigen Häfen von Brasilien.

Was jenen betrifft, so kommen jährlich von Lissabon und Oporto ungefähr funfzig große Schiffe an. Diese versehen San Salvador mit europäischen Producten aller Art, und führen dagegen Zucker, Kaffeh, Baumwolle, Tabak, Hölzer, Zuckerbranntwein (Rum), Gummi und Arzneykräuter *) aus.

Der inländische Handel ist doppelter Art, indem er entweder auf der Bai, oder längs den Küsten geführt wird.

Der Handel auf der Bai verbindet San Salvador mit den fruchtbarsten Gegenden der Kapitanie. Man kann annehmen, daß unaufhörlich achthundert große Barken damit be-

*) Fieherrinde, Jalappa, Specacuanha u. s. w.

schäftigt sind. Sie führen Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais, Maniok, Wallfischthran, Rum, Arzneymaaren, irdenes Geschirr, Fische, Brenn- und Bauholz herben, und holen dagegen europäische Waaren ab.

Der Handel längs den Küsten dehnt sich über sämtliche brasilianische Häfen aus, und ist besonders mit den südlichen von großer Wichtigkeit. Am meisten gilt dieß von den Unternehmungen nach Rio Grande de San Pedro *), womit an vierzig Schiffe, jedes von drittehalb hundert Tonnen, beschäftigt sind.

Man führt zum Scheine etwas Zucker, Rum und irdenes Geschirr, im Geheimen aber eine ungeheure Menge deutscher und englischer Fabricate aus. Diese werden nachher in das spanische Gebiet eingeschmuggelt, und dagegen Silber, Charque **) und rohe Häute zurückgebracht. Eine solche Reise dauert aber zwey volle Jahr. Einmal, weil man alles sehr langsam betreibt; zweytens, weil

*) S. oben den eigenen Artikel davon.

**) Eine Art Fockelsfleisch.

die Schiffsmannschaft alles, vom Einfangen und Schlachten des Rindviehes, bis zum Einpacken und Stauen *), allein verrichten muß.

Die Industrie von San Salvador war ehemals auf die gewöhnlichen Künste und Handwerke eingeschränkt. Unter diesen zeichneten sich besonders die Juwelierer, Steinschneider, Gerber und Schuster aus. Von Fabriken waren bloß zwey, eine Leder- und eine Spielwaaren-Fabrik, vorhanden, beyde nur für königliche Rechnung. Dieß lag in dem damaligen Colonialsysteme; Brasilien mußte vom Mutterlande abhängig seyn. Seitdem sich dieses aber geändert hat, sind auch in San Salvador Tuch-, Seiden-, Baumwoll-Fabriken u. s. w. aufgeblüht. Auch gibt es eine große Thranfiederey daselbst, indem der Wallfischfang an der Küste bedeutend ist.

Wir schließen mit einigen Sittenbemerkungen, wie sie die Beobachtung an die Hand gegeben hat. Man merkt wohl, daß man hier in einem Goldlande ist; man braucht nur die

*) Das Ordnen der Schiffsladung nach einem gewissen System.

glänzende Männer- und Weibertracht anzusehen. Alle Spangen, Schuh- und Gürtelschnallen, alle Ketten, Knöpfe und Stücken, alle Ohrringe, Armbänder u. s. w. sind von massivem Gold.

Am meisten fallen die allgemein gebräuchlichen Halsketten auf. Sie sind bald länger, bald kürzer, bald schwerer, bald leichter, bald künstlicher oder einfacher, je nachdem der Stand oder das Vermögen der Besitzerinnen ist. Bei Reichen hängen Crucifixe, Heilige oder Scapuliere von Gold, bei Ärmern von Elfenbein, Holz oder Seide daran.

Ein anderes Unterscheidungszeichen des Wohlstandes pflegen die langen Nägel an Daumen und Zeigefingern zu seyn. Man läßt sie anderthalb Zoll lang wachsen, und spitzt sie etwas dreieckig zu. Die Männer brauchen sie bei dem Guitarrespielen; auch schneiden sie die Cigarros damit. Die Frauen beweisen dadurch, daß sie nicht zu arbeiten verbunden sind.

Ein besonderer Luxus wird auch mit den Tragsesseln getrieben, die fast den ostindischen Palankins ähnlich sind. Man pflegt sie auf reichste mit Stuckaturarbeit zu verzieren, und

mit seidnen Vorhängen zu versehen. Dabey werden die schwarzen Träger auf eine Art gekleidet, die der Pracht des Ganzen angemessen ist.

So sah ein neuer Reisender einen solchen Tragsessel, der ganz mit vergoldeten Amori-
nen und dergleichen besäet, und besonders
oben recht eigentlich mit Gold und Silber
beladen war. Die beyden Träger hatten him-
melblaue Jacken mit langen Hosen und kur-
zen Matrosenschürzen an, alles mit Schar-
lach eingefasst. Diamanten werden übrigens
wenig getragen, der Chrysolith ist der Lieb-
lingsstein. Wie Rio Janeiro, so hat auch
Bahia ein Theater, Casino u. s. w., doch be-
hauptet man, daß die höheren Klassen hier
ungleich geselliger und gebildeter sind.

Handelsbedarf.

Seit 1815 sind die brasilianischen Häfen
allen Flaggen geöffnet; seit 1816 gehen alle
österreichische Fabricate zollfrey ein. — Aber
welcher Waare bedarf Brasilien am meisten?
— Aufmerksame Beobachter geben folgende an:
Eisen- und Stahlwaaren aller

Art, Hufeisen ausgenommen, die man selbst zu schmieden versteht.

Salz. Das geschätzteste kommt von den Inseln des grünen Vorgebirges; der größere Theil des Bedarfes wird von Liverpool eingeführt.

Kasimir, gröbere Tücher, und **Woye.** Die beliebtesten Farben sind blau, schwarz und braun. Ganz feine Tücher haben das Vorurtheil gegen sich; man glaubt, sie halten nicht.

Rattune von allen Sorten, jedoch auch nicht zu fein. Eben so **Hüte, Schuhe,** und **Stiefeln,** beyde letztere nach englischer Art. Feine Frauenzimmerschuhe, und dergleichen weiße **Strümpfe** finden sehr sichern Absatz. Nicht weniger **Spiegel, Stecknadeln, Bänder,** und überhaupt alles, was zum **Puze** gehört.

Gesucht sind endlich ferner **Glas- und irdene Waaren,** sowohl feines als gröberes Gut; dergleichen **Zinn- und Messing-Waaren** zum Hausgebrauch. Eben so marmorne **Mörser,** wohlfeiles **Schreibpapier,** und ordinäres **Sattelzeug.**

Sehr gute Artikel sind endlich: **Büch-**

sen und Jagdflinten, Kugeln und Schrot von allen Nummern, alles was zur Schiffarth, besonders zur Matrosenfleidung gehört, Arzneywaaren europäischen Ursprungs, Fernröhre, Uhren u. s. w. wie man sie meistens aus England bezieht.

Portugiesische Erzeugnisse, wie Öhl, Wein u. s. w., oder Fabricate, wie Leinwand, Seidenzeuge, Baumwollwaaren, und dergleichen kommen von Lissabon und Oporto. Indische erhält man von der Küste von Malabar; chinesische von Macao. Mehl, Jagdauben, Theer, Terpentin, eingesalzenes Fleisch, und mancherley Hausgeräthe werden aus Nordamerika eingeführt.

Um bey den Versendungen Fehlgriffe zu vermeiden, muß man mit den Sitten Brasiliens im Allgemeinen bekannt seyn. Reitpeitschen z. B. finden in diesem Lande wenig oder gar keinen Absatz, weil man die Enden der langen Zäume dazu braucht. Ebenso wenig Fuhrmannspeitschen, weil alles auf Maulthieren verführt wird.

Luster und Lichtpuken sind bis jetzt nur in den Hafenstädten im Gebrauch, weil

man dort allein Lichter haben kann. Im Innern des Landes hat man lauter Lampen, worin Ricinusöhl u. s. w. gebrennt wird. Tabakspfeifen und Tabaksköpfe gehen durchaus nicht ab, weil jedermann Cigarro's raucht.

Spielmarken, Spielteller und Karten hingegen finden vortrefflichen Absatz, weil das Spiel Leidenschaft ist. Eben so falscher Schmuck, weil auch die Slaven begierig darnach sind u. dgl. mehr. Man sieht wenigstens aus dem Gesagten, wieviel man bey dergleichen Versendungen zu beachten hat.

Negerclaven.

Die portugiesischen Bevölkerungstabellen geben 750,000 Weiße, und 2 $\frac{1}{3}$ Million Neger an; das ungleiche Verhältniß berechnet sich von selbst.

Einfuhr.

Die Neger werden von der afrikanischen Küste eingeführt; es ist dieß noch immer ein eigener, wenn auch etwas verheimlichter Handelszweig. Doch stehen die Kapitän's von Slavenschiffen den eigentlichen Rauffarten-

Capitäns an Range nach: In der Regel pflegt dieß auch in Ansehung der Kenntnisse, und des Charakters der Fall zu seyn.

Eben so sind die Sclavenschiffe im Allgemeinen weit kleiner und schlechter gebaut. Die Überfahrt wird nämlich bey der Thätigkeit der Winde und der Schönheit des Himmels gewöhnlich sehr leicht gemacht, das Verhältniß der Ladung zur Tonnenzahl ist durch Gesetze bestimmt; so daß nur eine gewisse Anzahl Neger an Bord genommen werden soll. Allein es wird selten genau darauf gesehen. Rio Janeiro, Bahia, und Pernambuco sind die drey vornehmsten Häfen, aus denen dieser Handel geführt wird.

Die Sclaven werden theils zu Angola, theils auf andern Puncten der Küste eingekauft. Dieß geschieht gegen europäisch-brasilianisch-ostindische Waaren, woben ein männlicher Neger auf etwas über eilf hundert Gulden rh. zu stehen kommt. So wie die Sclavenschiffe in Brasilien ankommen, müssen sie auf einer abgesonderten Stelle vor Anker gehen. Hierdurch will man verhüten, daß keine ansteckende Krankheit verbreitet wird. Da aber

Brasilien I.

10

diese Art von Quarantaine nur einige Tage dauert, scheint das gesunde Klima das Beste dabei zu thun.

Raum sind die Neger gelandet, so werden sie vor den Häusern der Schiffstheilnehmer aufgestellt. Hier lagern sie des Tages zu beyden Seiten der Straße, oft einige hundert Mann und darüber stark. Des Nachts hingegen werden sie in Waarenhäuser eingesperrt, wo alte Matten für sie ausgebreitet sind. Ihre Nahrung besteht in Charque, Bohnen und Maniokmehl; sie kochen mitten auf der Straße nach ihrer Art. Ein eigenthümlicher, Ungewohnter unerträglicher Geruch kündigt ihre Nähe in ziemlicher Entfernung an.

Allmählich erscheint nun ein Käufer nach dem andern, um die neue Waare zu besehen. Die Sklaven selbst wünschen nichts sehnlicher als einen Herrn zu finden, und stehen daher, besonders der jüngere Theil, augenblicklich sehr freudig auf. Es geht jedoch — mit Schmerz muß man es sagen — bey diesem Handel nur wenig anders als bey dem Viehhandel zu.

Ehedem wurden Männer und Weiber, Altern und Kinder u. s. w., ohne alle Rücksicht getrennt. Allein der Verlust — eine Fol-

ge des Grames — hat Vorsicht gelehrt, man weiß, daß dieß überdem bessere Arbeiter gibt. Auch zwischen den Negern, die auf einem Schiffe angekommen sind, besteht von nun an eine Art Verwandtschaft fort. Sie heißen sich *Malungos* (Unglücksbrüder) was bey ihnen ein sehr gerechter Titel ist.

So bald Der Käufer die benöthigte Anzahl Slaven beysammen hat, gibt er jedem ein großes Stück Boy, nebst einem Strohhut, und führt sie so bald als möglich nach seiner Pflanzung ab. Hier bietet er anfangs alles auf, um sie gesund und munter zu erhalten, bis sie einiger Maßen eingewöhnt sind. Bey guter Kost und milder Behandlung, so daß sie nur allmählich zur Arbeit angehalten werden, pflegt dieß auch meistens in Monatsfrist zu geschehen. Die Natur, die alles wieder ausgleicht, erleichtert dieß bey den jüngeren Theile ungemein; Liebe ist es, die selbst die Slaveren erträglich machen kann.

Verschiedenheiten.

Die Negerclaven sind entweder aus Afrika eingeführt oder in Brasilien geboren, sonst Creolen-Neger genannt, wozu man auch die

Mulatten-Sclaven rechnen muß. Die afrikani-
schen Neger kommen von Angola, Congo,
Rebolo, Uncico, Gabam und Mosambique,
daher wir diese Verschiedenheiten einzeln
durchgehen.

Die Neger von Angola geben die bes-
sten Sclaven ab, besonders wenn sie dieß schon
in ihrem eigenen Lande gewesen sind *). Sie
fühlen denn, wie sehr sich ihr Zustand ver-
bessert hat. Anders ist es freylich mit denen,
deren Abhängigkeit erst jetzt beginnt; diese
blicken nicht ohne Schmerz auf ihr Vater-
land zurück. Indessen sind dennoch die Angola-
Negers im Allgemeinen sehr leicht zu behan-
deln, und schicken sich trefflich zu häuslichen
Diensten, auch selbst als Stallknechte an.
Doch denken sie dabey immer auf ihre Frey-
kaufung. Daher zeichnen sie sich auch vor al-

*) Die welche bereits zu Loanda bey Weißen ge-
dient haben, sind am meisten gesucht. Loanda
ist die Hauptstadt der portugiesisch-afrikanischen
Besitzung Angola. Von hier aus gehen Carava-
nen bis an die östliche Küste quer durch den gan-
zen Welttheil. Man gibt die Bevölkerung von
Loanda auf 18,000 Seelen an.

ten übrigen Negern durch Sparsamkeit und Fleiß aus.

Die Congo-Neger sind ebenfalls gut zu behandeln; doch haben sie mehr Hartnäckigkeit und taugen besser zum Feldbau. Ebenso sind sie weder so gewandt, noch so geistreich und muthvoll wie jene, lernen aber dennoch das Portugiesische mit Leichtigkeit.

Die Rebolon-Neger gleichen im Äußeren den beyden obigen fast ganz, und scheinen eine Seitenlinie von ihnen zu seyn. Doch zeichnen sie sich durch größern Eigensinn, und ihren Hang zur Schwermuth aus. Jeder dieser drey Stämme hat seinen eigenen Dialekt; allein sie verstehen einander mit vieler Leichtigkeit. Sie sind sämmtlich von starkem, kräftigem Körperbau; ihre Farbe ist ein feines, aber etwas mattes Schwarz; ihre Gesichtszüge sind ohne besondern Ausdruck.

Von ihnen weichen dagegen die Ancico-Neger sehr merklich ab, diese sind schlank und fein gebaut, haben eine brennende glänzende Farbe, höchst ausdrucksvolle Augen, und etwas Stolz in ihrer Art. Sie sind sehr schwer zu behandeln, und erfordern eine ganz eigene Mischung von Strenge und Gelindigkeit.

Ihr Charakter hat viel Selbstständiges, so bald er hervortreten darf. Dabey sind sie äußerst listig, und sehr zum Betrüge geneigt. Bey gehöriger Behandlung indessen werden es sehr gute Slaven, besonders zeichnen sie sich durch die Reinlichkeit ihres Hauswesens aus. Auch sie suchen sich häufig frey zu kaufen, doch stehen sie den obigen an Einsicht und Thätigkeit nach. Übrigens sind sie nicht sehr zahlreich, und werden sogleich an ihren Freisförmigen, tattowirten Backenzeichen erkannt.

Die *Gabam*- oder *Gabun*-Neger werden ebenfalls nicht häufig gefunden; der Ankauf derselben ist zu gewagt. Sie sterben nämlich meistens am Heimweh, oder bringen sich selbst um. Die wenigen, die übrig bleiben, schicken sich nur mit großer Mühe zu den einfachsten Arbeiten. Wenn indessen ein *Gabam*-Neger bey guter Behandlung Zutrauen gefaßt hat, wird er der treueste und verständigste Slave, den man wünschen kann. Diese Neger zeichnen sich durch körperliche Schönheit aus; aber um obiger Ursache willen stehen sie in ziemlich niedrigem Preis.

Die *Mosambique*-Neger sind eine

häßliche, schwächliche, armselige Race ohne allen Geist und alle Lebhaftigkeit. Auch sie sterben meistens am Heimweh. Schon ihre braune Farbe zeigt etwas Kachektisches an. Sie sind sehr wenig gesucht. Man hat auch deren nur einzuführen angefangen, seitdem der Sklavenhandel mit der Küste durch die Engländer erschwert worden ist.

Creolen-Neger, und Mulatten-Sklaven sind vorzugsweise zum häuslichen Dienste, so wie zum Handel geschikt. Dieß ist leicht erklärlich, da sie von Jugend auf mit der Sprache, den Sitten und den Gebräuchen ihrer Herren bekannt geworden sind. Sie werden daher vorzugsweise zu diesen Geschäften gebraucht. Übrigens sehen sie auf ihre afrikanischen Länder mit der tiefsten Verachtung herab.

Dieß die Negers-Sklaven nach ihren Verschiedenheiten. Der Verstand umfaßt die Einzelheiten, das Herz schaudert vor dem Ganzen zurück, aber das menschliche Gemüth ist eins; so unzählbar auch seine Berührungen sind.

Arbeit und Behandlung.

Wie wir schon wissen, werden die Neger entweder zur Feld- oder zur Hausarbeit gebraucht. Die Rede wird daher zuerst von den Feld-Negeern seyn.

Das tägliche Werk, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, beginnt mit Sonnenaufgang (5 $\frac{1}{2}$ — 6 Uhr. Um acht Uhr ist eine halbe Stunde zum Frühstück bestimmt; Mittag wird von zwölf bis zwey Uhr gemacht. Dann geht die Arbeit bis Sonnenuntergang fort. 6 — $\frac{1}{2}$ 7 Uhr). Dringende Geschäfte erfordern zuweilen eine Verlängerung, wohl dann und wann selbst Nächte hindurch. In diesen Fällen lösen sich die Neger rothenweise ab.

Den Oberbefehl bey der Arbeit führt der Feitor, oder Treiber, der zuweilen ein Weißer, gewöhnlich aber ein freyer Mulatte, oft auch ein Creolen-Neger, ja selbst ein afrikanischer ist. Ein Feitor aus dem Sclavensstande wird für zuverlässiger gehalten als eine freye Person. Aus Furcht vor einiger Strafe hält er nämlich sorgfältigere Aufsicht. Doch pflegt er auch meistens weit härter zu seyn. Die strengsten Treiber, nach den Negern selbst,

sind] die europäischen, was leicht zu erklären ist.

Die Feldneger theilen sich wieder in Zucker- und Baumwollen-Neger ab, je nachdem sie auf Zucker- oder Baumwollenpflanzungen beschäftigt sind.

Die Zucker-Neger haben die schwerste Arbeit, genießen aber auch großer Vortheile dafür. Zuerst stärken sie sich durch den Rohrsaft während der Ernte auf ein ganzes Jahr; dann haben sie wohlfeileren Branntwein, und endlich finden sie in den benachbarten Städten und Häfen für ihr Gemüse, Federvieh, u. s. w.] gesicherten Absatz.

Die Baumwollen-Neger haben sich keines dieser Vortheile zu erfreuen. Da sie indessen dieses gewinnreiche Erzeugniß auch auf ihren Feldern bauen, so lösen sie bey der Reichthigkeit der Verführung, doch immer kleine Summen daraus. Überdem werden die Neger in den Baumwollendistricten, wie überhaupt im Innern, weit besser ernährt und erhalten; wegen der Nähe der Viehdistricte, sehr häufig frisches Fleisch. In der Regel ziehen sie auch das Klima vor.

Gehen wir zu den Hausnegern, im
Brasilien I.

Gegensätze der Fekd-Neger über, so finden wir auch bey ihnen einigen Unterschied. Sie sind entweder an ihr Haus gebunden oder sie genießen gegen eine wöchentliche Abgabe, eine Art Freyheit zu ihrem eigenen Erwerb.

Im ersten Falle werden sie als Bedienten, Köche, Stallknechte, Gärtner u. s. w., oder wie z. B. in den Viehdistrikten, bey der Viehzucht gebraucht. Im zweyten Falle bringen sie sich als Tischler, Schuhmacher u. s. w. oder als Träger, Kleintrümer u. dgl. fort. Selbst Weiber erhalten diese Freyheit; daher man deren viele als Köchinnen, Ammen, Wäscherinnen, Kuchenverkäuferinnen u. s. w. sieht.

Es ist eine erfreuliche Bemerkung, daß die Härte der Slaveren gar sehr durch die Religion gemildert wird. Alle Neger erhalten den gehörigen Unterricht darin, worauf in der Regel nach Jahresfrist, oft auch später, die Aufnahme in den Schooß der Kirche erfolgt. Bloß die Angola-Neger, also aus portugiesisch-afrikanischem Gebiet, werden noch vor der Einschiffung getauft.

So lange ein Slave noch für einen „Pagam“ d. h. Heiden gilt, wird er von seinen christlichen Brüdern mit einer Art Ver-

achtung angesehen. Durch das Sacrament hingegen wird er seinem Herrn näher gerückt, und hat sich einer mildern Behandlung zu erfreuen. Mit den religiösen Begriffen eignen sich die Neger auch die moralischen an. Unter andern ist die bessere Behandlung der Weiber eine der sichtbarsten Folgen davon.

Die Nahrung der Eclaven besteht im Allgemeinen in Maniokmehl, Salzfleisch und Salzfish, doch machen die Distrikte hierin einigen Unterschied. So die Viehdistrikte, wo frisches Fleisch in Überfluß vorhanden ist; die Zuckerdistrikte, wo Syrupp vertheilt wird; die Baumwollendistrikte, wo es eine Menge Gemüse gibt. Überhaupt bekommt jeder Neger so viel Land, als er nur anbauen will. Auf diesem zieht er sich, was er zum Verkauf und zum eigenen Gebrauche bedarf.

Zur Kleidung erhält jeder Neger ein blaues baumwollenes Hemd, dergleichen Hosen, ein Stück Boy, eine Matte, und einen Strohhut. Die Weiber bekommen Röcke von einem eigens dazu verfertigten Baumwollenzug. In Krankheitsfällen sorgt jeder Pflanzer für seine Eclaven so gut er kann. Indessen ist nicht zu läugnen, daß es fast immer

an Ärzten und Arzneyen fehlt. Hausmittel müssen daher das Beste thun.

Die gewöhnlichen Krankheiten der Neger sind das Heimweh, allerhand Fieber, und die Gelbsucht. Eine der schrecklichsten Krankheiten ist unter dem Namen „Bobas“ bekannt: der ganze Körper bedeckt sich mit Eiterbeulen, der Kranke zehrt zum Gerippe ab, und verlöscht.

Die „Bobas“ sind ansteckend. Dieß geschieht durch den Aufenthalt in derselben Hütte, oder durch eine kleine Fliege, die auf einen solchen Kranken gefressen hat. Es ist genug, daß sie den Mund, die Augenwinkel, oder den kleinsten Hautriß eines Gesunden berührt.

Kommt ein Neger von dem „Bobas“ davon, so behält er zeitlebens eine gewisse Schwäche, und besonders einen periodischen Gliederschmerz. Dabey bleibt er am ganzen Körper mit ekelhaften weißen Flecken — den Stellen der Eiterbeule — bedeckt. Einmal die „Bobas“ überstanden, findet jedoch keine neue Ansteckung Statt. Ein neuer Reisender *) bemerkt, daß Quecksilber in dieser schrecklichen Krankheit von guter Wirkung zu seyn scheint.

*) Koster.

Man kann leicht denken, daß ein großer Haufen Slaven, nicht ohne strenge Zucht in Ordnung gehalten werden kann. Im Allgemeinen gelten indessen die ursprünglichen Brasilianer für die mildesten, die Frey-Neger für die härtesten Herrn. An einzelnen Beyspielen einer grausamen Behandlung fehlt es auch in Brasilien nicht, doch kommen sie in Wahrheit nur selten vor. Durchaus unzählbare Slaven werden nach Para, oder Maranham geschickt, wo ihre Nahrung bloß in Reis besteht. Die Slaven fürchten diese zwey Städte außerordentlich, daher man sie schon durch die Drohung in Zaum halten kann.

Der besten Behandlung haben sich jene Slaven zu erfreuen, die etwa zu zwey bis drey, bey einem Weißen oder Mulatten im Dienste sind. Da sie meistens als Knaben gefaßt werden, machen sie einen Theil der Familie aus. Sie sind sogleich an ihrem guten Aussehen und einer gewissen Munterkeit zu erkennen, die den übrigen durchaus fehlt. Auch zeichnen sie sich durch bessere Sonntags-Kleidung und große Anhänglichkeit an ihre Herren aus. Ein solcher Slave leidet in keinem Fall, daß irgend jemand schlecht von sei-

uem Herrn spricht. Er vertheidigt ihn jedes-
mahl mit der größten Lebhaftigkeit.

Wie durch die Religion, so wird die Scla-
verey auch durch die Gesetzgebung, den Ge-
brauch, und die öffentliche Meinung gemäßiget,
was ebenfalls bemerkt zu werden verdient.

Der Slave kann seinen Herrn gesetzlich
zwingen lassen, ihn frey zu geben, sobald er
die ursprüngliche Kauffsumme, oder den jehi-
gen Werth seiner Person zu bezahlen im Stan-
de ist. Der Pflanze erlaubt den Slaven zum
Behuf ihrer künftigen Freykaufung allen nur
möglichen Nebenerwerb; dieß ist allgemeiner
Gebrauch. Kein Pflanze wagt es, seinen Scla-
ven diese Ersparnisse wegzunehmen; die öf-
fentliche Meinung würde gegen ihn seyn.

Hierzu kommt noch, daß jede Slavinn,
die zehn Kinder geboren und aufgezogen hat,
gesetzlich ihre Freyheit erhalten muß; daß die
einfachste Freylassungsurkunde unumstößlich
ist, und so oft gerichtlich eingetragen wird;
daß viele Slaven durch Testamente frey wer-
den, und daß einen alten, treuen Slaven
noch bey Lebenszeit frey zu geben, für ver-
dienstlich gilt. In Ansehung des letzten Punc-
tes wird aber auch mancher Mißbrauch be-

merkt. Alte Slaven werden nämlich zuweilen bloß deswegen freygegeben, weil man sie als unbrauchbar nicht länger ernähren will. Diese Unglücklichen sind dann sehr beklagenswerth.

Nach dem natürlichen Gange der Dinge fehlt es indessen auch an Ausreisern nicht; sie werden aber trotz der großen Ausdehnung des Landes in den meisten Fällen zurückgebracht. Dieß gilt besonders von den afrikanischen Negern, die man so fort an ihrer Aussprache des Portugiesischen erkennt.

Am meisten tragen ihre freygelassenen Brüder dazu bey. Diese siedeln sich nämlich, fast durchgehends in der Nähe ihrer vorigen Pflanzung an. Erscheint nun ein unbekannter Schwarzer in ihrer Mitte, so erregt er Verdacht, und wird sehr bald als Flüchtling erkannt. Überdem sind auf das Einbringen entlaufener Slaven große Belohnungen gesetzt.

Gelingt es indessen einem Slaven, die ersten drey bis vier Monate verborgen zu bleiben, so tritt er leicht in einem sehr entfernten Districte als Freyer auf, verheirathet sich, und fängt irgend eine Handthirung an. Greo-

ten • und Mulatten=Neger finden hierbey die wenigste Schwierigkeit. Sie lernen Sprache, Sitten u. s. w. A sie sind mit allen Geschäften vertraut. Allein auch solche Neger werden oft nach vielen Jahren noch als Flüchtlinge entdeckt , und dann mit Frau und Kindern wieder zu Sclaven gemacht.

Anderer Neger vermeiden dagegen die Ortschaften , und schlagen ihre Wohnsitze beynahe im Innersten der undurchdringlichen Wälder auf. Hier bahnen sie sich ganz kleine niedrige Wege , wohnen in Strauchhütten „Mocambos“ genannt , und leben von dem Ertrage der Jagd. Zuweilen vereinigen sie sich zehn bis zwanzig mit einander in eine Art Räuberbande , und plündern von Zeit zu Zeit die benachbarten Ortschaften aus. Dieß Handwerk treiben sie dann Jahre lang fort , ehe man sie aufzufinden und auszurotten im Stande ist.

Jeder eingebrachte Neger wird gewöhnlich sehr hart gezüchtigt , und in besondern Fällen wohl gar nach Maranham verkauft. Indessen verhindert dieß keinesweges , daß er bey der ersten Gelegenheit nicht wieder entläuft. Man hat Beispiele , daß es mancher Neger fünf

und mehrmale versucht, bis er nicht wieder aufzufinden war. Es ist der Instinct der Freiheit, den selbst die Thiere besitzen, und der durch Hindernisse nur an Stärke zunimmt.

Charakter.

Die Grundzüge desselben sind im Allgemeinen gewiß sehr gut. Die Anhänglichkeit der Neger an ihre Weiber und Kinder, an ihre Verwandten und Unglücksbrüder *), endlich ihre Achtung und Aufmerksamkeit für das Alter beweisen es. Die Väter beyderley Geschlechtes werden Pai, und Mai, Vater und Mutter genannt, sie haben sich des reichlichsten Unterhaltes und jeder Bequemlichkeit zu erfreuen.

Aber die Sklaverey drückt auch dem Charakter ihr Siegel auf. Daher besonders der Hang zum Stehlen, der allen Negern gemeinsam ist. „Dem Herrn etwas nehmen“ — heißt es — „ist kein Diebstahl!“ **). Daher ferner die Neigung zur List und zum

*) Malungos, die auf demselben Schiffe angekommen sind.

***) Furtar de Senhor nam es furtar.

Betrug, so wie der Hang zur Trunkenheit; daher das scheue, abgestumpfte, niedergedrückte Wesen der Slaven, woran sie sofort zu erkennen sind. Nur im Rausche, oder bey ihren Festen zeigen sie ihre wahre Natur.

Am Neujahrstage — sagt ein neuer Reisender *) — wohnten wir dem zu dieser Zeit gewöhnlichen Negerfeste bey. Gesang und Trommelschall, Klappern und Beckenschlagen, Rasseln und Händeklatschen kündigten schon von fern den Schauplatz an. Der Regen floß in Strömen herab; man hatte daher den Schoppen einer Schenke dazu gewählt.

Der Anführer des tanzenden Haufens zeichnete sich durch Größe, Puz und Anstand aus. Sein Kopf war mit Goldpapier und bunten Federn geschmückt, seine Brust mit Spiegeln, Silberflittern und Goldfransen verziert; seine Hüftbinde mit Sonnen und Sternen von Gold- und Silberpapier bedeckt. Er stand in der Mitte des um ihn gebildeten Kreises, und gab den Tact mit einem zwey Fuß langen Rohr an, das rund herum eingeferbt war.

*) v. Langsdorf.

Auch die übrigen Neger hatten sich nicht weniger nach ihrer Art herausgeputzt. Sie trugen Diademe von Goldpapier, mit bunten Federn und Bändern verziert. Einige hatten eine Art Masken mit den größten Fahren bemahlt. Alle waren mit Stöcken, Klappern, Schellen und andern geräuschmachenden Werkzeugen versehen. Zugleich schlugen einige Neger die Trommel, die aus einem hohlen mit Ochsenhaut bespannten Klotz bestand.

Der Tanz begann; doch traten nur die geschicktesten Neger und Negerinnen auf. Die übrigen sangen afrikanische Lieder dazu. Der obere Theil des Körpers blieb fast unbeweglich; der untere war dagegen im heftigsten Muskelspiel. Dazu ein Aufblasen der Backen, und ein Verzerren des Gesichtes, als Zeichen der höchsten Kunst. Die Tänze bildeten eine Art Ballet, worin eine Reihe Jagd-, Kriegs-, Fische- und anderer Lebensscenen dargestellt ward. Auch der Calanda, oder üppige Liebestanz fehlte nicht.

Pernambuco.

Pernambuco besteht aus drey Theilen, wovon der erste auf einer Sandbank am

Meere, der zweyte auf einer ähnlichen Bank am Ausflusse des Capibaribe, und der dritte auf dem festen Lande liegt, alle drey aber durch Brücken verbunden sind. Der erste wird mit einem besonderen Namen, Recife, der zweyte San Antonio, der dritte Boa Vista genannt. Der eigentliche Name des Ganzen ist San Antonio do Recife*), während es im gemeinen Leben nur kurz Recife, oder Pernambuco **) heißt.

Die erste Abtheilung ist der Sitz des Handels und die eigentliche Hafenstadt. Die Straßen sind meistens eng, jedoch gepflastert, die Häuser drey bis fünf Stockwerk hoch; von den alten einstöckigen findet man nur wenig mehr. Der Baumwollenmarkt, die Waarenhäuser und die Baumwollenpressen ***) befinden sich in dieser Abtheilung. Die Brücke, die nach San Antonio führt, hat zum Theil steinerne,

*) Von der Klippenreihe, die die erste Abtheilung auf der Seeseite deckt.

**) Von der Capitanie, deren Hauptstadt es ist.

***) Bey dem Verladen werden die Baumwollenballen nach Möglichkeit zusammengepreßt, damit desto mehr in den Schiffsraum gehn.

zum Theil hölzerne Bogen, und ist auf beyden Seiten mit Kramladen besetzt. An jedem Ende ist eine kleine Kapelle angebaut.

San Antonio ist der Sitz des Oberstatthalters, und die Hauptabtheilung. Sie hat ansehnliche Häuser, breite, obgleich ungepflasterte Straßen, mehrere öffentliche Gebäude, Plätze, und im Ganzen ein recht freundliches Ansehen. Das Erdgeschoß der Häuser wird durchgehends zu Kramladen, Waarenhäusern, Ställen u. s. w. gebraucht. Die nach Boa Vista führende Brücke ist nur von Holz, und ziemlich schmal.

Boa Vista, auf einer Anhöhe mit einer sehr reizenden Aussicht *), ist bis jetzt noch der unansehnlichste Theil von Pernambuco, hat aber wenigstens eine Hauptstraße, die einen recht angenehmen Eindruck macht. Da es hier Raum in Überfluß gibt, so gehen sehr viel Straßen in einzelnen Häusern in's Freye aus. — Die Bevölkerung von allen drey Abtheilungen zusammen wird auf 25,000 Seelen geschätzt.

Das Klima von Pernambuco ist bey

*) Daher der Name.

weitem nicht so heiß, als es nach der Polhöhe scheinen mag. Die Land- und Seewinde, die in vier und zwanzig Stunden regelmäßig abwechseln, kühlen die Luft, selbst in der heißesten Jahreszeit, sehr angenehm ab. Pernambuco gilt daher für einen höchst gesunden Aufenthalt, wo man nur wenig von Krankheiten hört. Ein Fremder hat besonders darauf zu sehen, daß er sich dem Landwinde nicht im Schläfe *) aussetzt, weil er sonst das Fieber bekommt.

Die Lebensmittel in Pernambuco sind gut und wohlfeil; Fische, Gemüse und Früchte besonders gibt es in Überfluß und von vorzüglicher Beschaffenheit. Süßes Wasser dagegen fehlt. Es wird indessen aus Olinda, oder aus dem Capibaribe, natürlich oberhalb des Fluthpunctes**) hierher gebracht. Durchgeseiht und abgekühlt, ist es nichts weniger als schlecht.

*) Der Landwind weht von Mitternacht an bis Morgens gegen neun Uhr.

**) D. h. wo die Fluth nicht mehr hinaufsteigt, und sich also das Flußwasser nicht mehr mit dem Seewasser vermischt.

Die Umgebungen der Stadt, von Boa Vista aus, sind sehr schön. Eine Menge niedlicher Landhäuser, mit Orangen-, Granatengärten u. s. w. umringt; der Capibaribe mit seinen reizenden Ufern und den freundlichen Dörfern, die sich unter herrlichen Baumpflanzungen daran hinziehen, endlich der seeartige Meeresarm, rund herum mit den üppigsten Anlagen geschmückt — alles vereinigt sich, um eine der schönsten Landschaften zu bilden, die man in Brasilien finden kann.

Die Industrie von Pernambuco ist bis jetzt noch ziemlich beschränkt. Außer den gewöhnlichen Handwerkern, und mehreren Gold- und Silberarbeiten, ist nichts bemerkenswerth, als eine kleine Fabrik von goldenen Tressen aller Art für den Bedarf der Stadt und der Nachbarschaft, so wie eine große Taudreherey, wo man die Fasern der Cocosnuß statt des Hanfes benutzt.

Desto lebhafter ist dagegen der Handel, besonders was Zucker und Baumwolle anlangt. Überdem werden auch Rum, Melasse, Specacuanha, Häute und andere kleine Artikel ausgeführt. Die Gegenstände der Einfuhr sind Fabrik- und Manufactur-Erzeug-

nisse, ostindische und chinesische Produkte, dann Weizenmehl, Hausgeräthe und andere Holzwaaren, sämmtlich wohlfeiler Art.

Die zwey ersten Artikel liefern die Engländer, die zwey folgenden holen (über Goa) die Portugiesen selbst ab; die drey letzten führen die Nordamerikaner ein. Auch der Sklavenhandel mit den Küsten von Afrika, den die Portugiesen allein betreiben, ist leider noch immer von Wichtigkeit.

Unangenehm ist es, daß Pernambuco keine Postanstalten hat; daher es an regelmäßigen Verbindungen mit dem Innern, so wie mit den Küstenhäfen fehlt. Jene kann folglich nur durch eigene Boten unterhalten werden; diese wird bloß auf eine sehr zufällige Weise durch die Küstenfahrer besorgt. Für die Briefe aus Portugal und zum Theil auch aus England, ist ein eigenes Packetboot vorhanden, das alle zwey Monate hin und her geht. Viele Briefe von und nach englischen Häfen werden auch durch Handelsschiffe versandt.

Pernambuco hat zwey Häfen, wovon der eine, der innere, Mosqueiro, der andere, der äußere, Poco genannt wird. Jener,

durch eine vorliegende Klippenreihe gebildet, ist sicher, aber nur für kleine Schiffe brauchbar. Dieser, der offenen See um vieles näher, hat für die größten Schiffe Tiefe genug, ist aber den Stürmen zu sehr ausgesetzt. Beyde sind, wie man glauben kann, durch mehrere Forts gedeckt.

Das gesellschaftliche Leben von Pernambuco ist angenehm; man nähert sich immer mehr dem englischen Ton. Die Engländer, die hier Handelshäuser errichtet haben, sind, was Lebensart, Kleidung u. s. w. anlangt, das allgemeine Vorbild. Dieß wirkt natürlich auf den Waarenabsatz, und so reicht eines dem andern die Hand. Unzählig sind die Elemente der Cultur.

Oft mit Pernambuco verwechselt, wiewohl eine Stadt für sich, ist Olinda, eine halbe Meile davon. Sie liegt sehr malerisch auf einer Anhöhe, zum Theil zwischen Gärten und Pflanzungen versteckt. Von der See-seite besonders nimmt sich das Ganze vor-trefflich aus.

Das Emporkommen von Recife machte den Verfall von Olinda; die jetzige Bevölkerung ist kaum vier tausend Seelen stark; wie-

le Häuser sind haufällig und unbewohnt. Indessen ist Olinda der Sitz eines Bischofes u. s. w., ebenso befindet sich ein sehr gut eingerichtetes geistliches Seminarium daselbst.

Im Jahre 1808 ward auch auf königliche Kosten ein botanischer Garten angelegt. Er dient zur Erziehung solcher ausländischer Pflanzen, die man hier einheimisch zu machen denkt. Ein neuer Reisender fand bereits den Brotbaum, das otahaitische Zuckerrohr, die Pfefferpflanze, und mehrere andere darin.

Auf der Höhe von Pernambuco liegt die kleine Insel Fernando de Noronha. Das Klima derselben ist gesund, und der Boden äußerst fruchtbar; sie wird indessen nur als Verbannungsort für Verbrecher gebraucht. Wirklich bietet sie auch für die Schifffahrt keine Vortheile dar.

Ein Commandant von hundert zwanzig Mann ist hier unumschränkter Herr; die Besatzung wird nur jährlich abgelöst; mit Mühe findet man einen Geistlichen, der sich zum Mitgehen entschließt. Die Verbrecher werden theils eingesperrt gehalten, theils zu allerhand harten Arbeiten gebraucht.

Alle halbe Jahre kommt ein Schiff mit

den nöthigen Bedürfnissen von Recife herüber; sonst findet nicht die mindeste Verbindung mit der Küste Statt; auch darf kein einziges Frauenzimmer auf der Insel seyn. Man versichert, daß die Verworfenheit der Verbannten an das Unglaubliche gränzt.

Eng e i t a d o s.

Rio Janeiro, Pernambuco u. s. w. haben Findelhäuser, die unter dem Namen „Rodas dos Engaitados“ bekannt sind. Das Wort „Roda“ bezeichnet die sogenannte Trommel, worein man die Kinder zu legen pflegt. Allein auch außer jenen öffentlichen Anstalten, gibt es für Findlinge in jeder brasilianischen Familie einen Zufluchtsort. Häufig werden daher solche Kinder vor fremden Thüren niedergelegt, und immer finden sie Theilnahme, selbst wenn sie von nicht ganz reiner Farbe sind.

Man zieht sie mit den übrigen Gliedern der Familie auf, man behandelt sie mit gleicher Milde und Aufmerksamkeit, man sieht sie, wenn auch als abhängig, doch keineswegs wie Sklaven an. Es widerspricht der öffent-

lichen Meinung und dem öffentlichen Gefühl, wenn ein wohlhabender Familienvater ein solches Kind nicht aufnimmt, sondern es dem königlichen Findelhause übergibt. Ist es jedoch ein armer Mann, so mag er es ohne Bedenken vor die Thür eines Reichern tragen; dieß gilt sogar für ein verdienstliches Werk.

In einem Klima, wo der Geschlechtstrieb so stark ist, scheint eine stillschweigende Übereinkunft den Gesetzen zu Hülfe gekommen zu seyn. Daher kein Beyspiel von Kindermord mehr; daher selbst Erleichterung der spätern Verbindung durch ein wohlthätiges Geheimniß. So wahr ist es, daß die natürliche Gutmüthigkeit der Menschen auch das Widersprechendste zu vereinigen, und Alles auszugleichen vermag.

Kapitanie-Verwaltung.

Jede Provinz hat einen Kapitan-General, oder Statthalter, der immer nur auf drey Jahre ernannt wird; ob er nach Ablauf derselben bestätigt, oder versetzt werden soll, hängt von der Regierung ab.

Ehe ein Kapitan-General in Thätigkeit treten kann, ist er gehalten, dem Verwal-

tungsrathe *) der jedesmahligen Provinzial-Hauptstadt seine Vollmacht **) vorzulegen — freylich nur eine Förmlichkeit, bey der man aber wenigstens ein gewisses Recht anzuerkennen scheint.

Die Gewalt dieser Statthalter ist im Grunde unumschränkt; auch haben sie den Oberbefehl über sämtliche Truppen der Provinz; indessen sind ihnen mehrere Oberbeamte zur Seite gesetzt. So ein Ouvidor für Civil-, ein Fuir da Fora für Criminalsachen, ein Procurador da Coroa, oder Kronadvocat; ein Intendente da Marina, für alles, was Häfen und Schifffahrt betrifft, ein Escrivam da Fazenda Real, für alles, was die öffentlichen Gelder angeht; endlich ein Fuir da Alfandega, für alles was das Zollwesen anlangt. Diese sechs Oberbeamten bilden, unter dem Vorſiße des Statthalters, die Junta oder den Regierungsrath.

Der Kapitän-General hat tausend bis zwölfhundert Carolinen jährlichen Gehalt,

*) Senado da Camara.

**) Credenciales.

die genannten Oberbeamten haben jeder ungefähr das Drittheil. Indessen fehlt es natürlich an Nebeneinnahmen nicht. Am leichtesten bereichern sich die Gerichtsbeamten, was sicher keiner Erklärung bedarf.

Die kirchliche Verwaltung ist in den Händen des Bischofs, der in Gemeinschaft mit dem Capitel u. s. w. alles hierher gehörige zu verfügen pflegt. Wiewohl durchaus unabhängig von dem Statthalter, ist er der Regierung für alles verantwortlich. Es verdient bemerkt zu werden, daß mehrere wohlthätige Anstalten von Bischöfen errichtet worden sind.

Goiana und Paraiba.

Zwey Handelsstädte in der Kapitanie Pernambuco, beyde in mehreren Hinsichten bemerkenswerth.

Goiana ist fünfzehn Stunden von Recife entfernt. Es liegt am Flusse gleiches Namens, der sich sieben Stunden davon ins Meer ergießt. Er macht so viele Krümmungen bey der Stadt, daß sie beynähe ganz davon umflossen ist. Die Häuser von Goiana haben, mit wenig Ausnahmen, nur ein Erdgeschos,

das meistens halb zum Kramladen eingerichtet ist. Die Straßen sind breit, aber unpflastert; die Anzahl der Einwohner wird auf vier bis fünf tausend geschätzt.

Hauptnahrungszweige sind der Handel mit dem Innern, und der Zuckerabsatz nach Pernambuco. Die Landeinwohner, die sogenannten *Matutos*, kommen daher mit ihren Erzeugnissen in Menge an, und tauschen Manufactur, und andere Waaren dafür ein. Der Zucker wird sehr bequem nach Recife verschifft, indem die Fluth bis oberhalb Goi-ana steigt.

Dreyzehn Stunden nördlicher liegt *Paraíba*, das zwischen zwey bis drey tausend Einwohner haben mag. Die Häuser haben hier noch ein oberes Stockwerk; man bemerkt leicht, daß Paraíba in früheren Zeiten weit ansehnlicher war. Sechs große Kirchen, drey Mönchsklöster, und mehrere schöne Springbrunnen zeugen ebenfalls davon. Der Mönche sind aber jetzt so wenig, daß ein neuerer Reisender in allem nur fünf Franciscaner, zwey Carmeliter und einen Benedictiner fand. Als Sitz eines Unterstatthalters hat Paraíba eine gewisse politische Wichtigkeit.

Mehrere dieser Statthalter haben sich in früheren Zeiten durch Erbauung von Kirchen u. s. w. ein Andenken zu stiften gesucht.

Drey wasserreiche Ströme, die sich bey Paraiba vereinigen, bilden eine Art See, der in gerader Verbindung mit dem Meere steht, und für Schiffe von hundert und funfzig Tonnen einen guten Hafen abgibt. Indessen ist der Handel unbedeutend, indem Paraiba den Landbewohnern außer dem Wege liegt. Der Zucker, das Haupterzeugniß, kommt dem besten von Brasilien gleich, und wird nach Pernambuco verschifft. Die meisten Pflanzer bringen den Winter in der Stadt zu, wodurch sie ziemlich lebhaft wird.

Der letzte Unterstatthalter, Amaro Joaquin, erwarb sich große Verdienste um diesen Distrikt; besonders was Ordnung und Sicherheit anlangt. Er verfuhr aber auch ohne alles Ansehen der Person. So hatte z. B. ein gewisser Nogueira ein Mädchen entführt, und mehrere ihrer Verwandten, die es hindern wollten, umgebracht. Durch mächtige Fürsprecher war er zwar von der Todesstrafe befreit, aber zur Geißelung und Verweisung nach Angola verdammt. Gegen die

erstere protestirte er nun, indem er von Seiten seines Vaters halbadellig sey.

Dieß war gegründet, dagegen hatte er aber eine schwarze oder farbige Mutter gehabt. — „Wohlan!“ — entschied der Statthalter — „So geißelt ihn auf der unadeligen Seite, und mag er selbst bestimmen welche es ist!“ — Wirklich ward nun die Strafe bloß auf der einen Schulter appliziert; allein wer mag behaupten, daß sich der Delinquent besser dabey befand?

Kapitans-Mores.

Die ganze ursprüngliche Einrichtung der brasilianischen Regierung ist militärisch. Alles, vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre, muß Soldat seyn, entweder in der Linie oder in der Miliz, oder in der allgemeinen Bewaffnung *). Diese ist nach Distrikten oder „Termos“ abgetheilt, wovon jeder unter den Befehlen eines „Capitan-Mor“ steht.

Ein solcher Kapitan-Mor ist ein sehr

*) Ordonanzas genannt.

wichtiger Mann. Er hat einen Major, so wie mehrere Hauptleute u. s. w. unter sich, und übt neben der militärischen Gewalt, noch eine allgemeine polizeyliche aus. Er hat darauf zu sehen, daß alle Einwohner, wo nicht mit Gewehren, doch wenigstens mit Piken oder Säbeln versehen sind. Er sorgt dafür, daß jeder Befehl des Statthalters von einem Hauptmann zum andern, durch eigene Boten befördert wird. Er kann Gefängnißstrafen von vier und zwanzig Stunden verfügen; auch steht ihm die Aufgreifung jedes bekannten Verbrechers zu.

Die Kapitaens-Mores werden in der Regel von den vornehmsten Districtsbewohnern erwählt. Bedingung dabey ist, daß der Kapitan-Mor selbst zu den angesehensten Güterbesitzern gehört. Allein aus Rücksicht auf Hofgunst und Familienverbindungen finden hier häufig Ausnahmen Statt. Auch fehlt es nicht an Beyspielen, daß ein Kapitan-Mor seine Gewalt zu mißbrauchen pflegt. Am meisten wird über das willkürliche Botenabsenden in eigenen Angelegenheiten geklagt. Wem fallen hier nicht ähnliche Bedrückungen ein? — Schreibe doch jemand ei-

ne vergleichende Statistik des Beamtendespotismus nach den verschiedenen Pöshöhen!

Thomas Lindley.

Alles was zur Charakteristik des Landes dienen kann, findet hier einen Platz. So erhalten wir ein treues, lebendiges Bild des Ganzen im frischesten Farbenspiel.

Die Engländer hatten das Vorgebirge der guten Hoffnung erobert, und mit einer ungeheuren Menge Waaren überschwemmt. Eben befand sich auch Thomas Lindley in Handelsgeschäften daselbst, als die Nachricht von dem Frieden von Amiens, und der Zurückgabe des Cap's ankam. Auch er war Eigenthümer einer ansehnlichen Schiffsladung; dieß setzte ihn also in große Verlegenheit.

Sollte er um jeden Preis verkaufen, oder nach einem andern Hafen abgehen? Er wählte das letztere, verließ das Cap, und lief im April (1802) zu Bahia ein. Hier aber bekam er sogleich sechs Zollbedienten an Bord, und ward aufs strengste bewacht. Da jedoch sein Schiff etniger Ausbesserung bedurfs-

te, gestattete man ihm einen kurzen Aufenthalt.

Sein Plan war nun nach Rio Janeiro zu steuern, dort seine Ladung an die spanischen Factoren vom Rio de la Plata zu verkaufen, und dann nach England zurückzugehen. Allein das Schicksal hatte es anders bestimmt. Er bekam bald nach seiner Abfahrt von Bahia widrigen Wind, wurde sechs Tage lang an der gefährlichen Küste herumgeschleudert, und mußte endlich auf gut Glück in Porto Seguro einlaufen, das gerade am nächsten lag. Beim Hineinsegeln stieß das Schiff auf eine Klippe, wodurch das Steuerruder beschädigt, und sein Aufenthalt bis Ende Juny verlängert ward.

Unterdessen zeigten sich in diesem Hafen, für Lindley ungleich bessere Aussichten als in San Salvador *). Er hatte bey dem Statthalter die beste Aufnahme gefunden, durfte nach Willkür verkaufen, und stand sogar wegen der geheimen Ausfuhr von Brasilienholz in Unterhandlung mit ihm; allein die

*) Bekanntlich der zweyte Name von Bahia.

Sache kam nicht zu Stande, weil der Statthalter das Aufsehen fürchtete, und ängstlich zu werden anfang. Lindley verließ daher Porto Seguro, fand aber schon am andern Tage, daß sein Steuerruder nur sehr unvollkommen ausgebessert worden war. Dieß nöthigte ihn in Caravillos einzulaufen, wo er die Arbeit sogleich beginnen ließ.

So war der zweite July herangekommen, und schon hoffte er nach einigen Tagen unter Segel zu gehen. Plötzlich erschien ein Commando Soldaten an Bord, arretirte ihn, und nahm von seinem Schiffe, im Namen des Königs, Besitz. Man erräth leicht, daß die Sache mit dem Brasilienholze verrathen worden war. Ein Feind des Statthalters hatte die Anzeige davon in Bahia gemacht. Auf diese Art mußte Lindley mit seinem Schiffe nach Porto Seguro zurückkehren, wo sofort die Untersuchung begann.

Zwey Puncte wurden ihm dabey besonders zur Last gelegt. Die beabsichtigte geheime Ausfuhr von Brasilienholz und der Besitz von etwas Goldsand, der in seiner Brieftasche gefunden worden war. Was den ersten Punct betrifft, so machte er kein Geheimniß

daraus; er hätte jedoch auf diese Unternehmung Verzicht gethan. Was den zweyten anlangt, so behauptete er die Probe von einem Unbekannten erhalten zu haben, und zwar aus einem Bache, ungesähr eine Tagereise von der Stadt. Man beschloß daher eine Commission dahin abzuschicken, die er zu begleiten befehligt ward.

Am zweyten August ging er daher mit noch sieben andern Personen von Porto Seguro dahin ab. Alle waren beritten, zwey Landdragoner machten dabey die Bedeckung aus. Bald war eine steile Anhöhe erreicht, auf deren Spitze sich eine Mariencapelle befand. Man hat hier eine unermessliche Aussicht auf den Ocean. Das weiße Gebäude dient den Schiffen als Peilpunct *); das Innere ist mit vielen Motivgemälden verziert.

Die Reisenden folgten nun dem Laufe eines Flusses, und kamen bey mehreren Zuckerpflanzungen vorbey. Der Boden schien sehr gut, und besonders vortreflich zum Wie-

*) Auf welchem Compassstrich sie sich dem Lande nähern sollen.

senbau geeignet zu seyn. Bald aber traten sie in einen dichten Wald, wo nur ein schmaler Fußpfad eingehauen war. Sie mußten daher einer hinter dem andern reiten, wobei sie sich nicht selten ganz von Schlingpflanzen umgeben sahen. In diesen Fällen bahnten sie sich mit Säbeln und Beilen den Weg. Endlich verließen sie den Wald, und kamen durch eine wohlbebaute Gegend auf der Pflanzung Joao Furtado an.

Der Eigenthümer war ein Greis von siebenzig Jahren, er lebte seit fünfzig Jahren hier. Er hatte sich nie verheirathen wollen; seine gleichgesinnte Schwester führte die Haushaltung. Die Reisenden wurden sehr freundlich aufgenommen, und mit Erfrischungen aller Art versehen. Zum Abendessen hatten sie unter andern vortreffliches Wildpret mit dem besten Maderawein. Das Haus war äußerst malerisch, mit Orangen-, Cacao- und Baumwollbäumen umgeben; die Zuckerrohr- und Maniokfelder waren mit niedlichen Verzäunungen eingefast; das Ganze schien eine der vorzüglichsten Pflanzungen zu seyn.

Am andern Morgen begaben sich die

Commissarien an die Stelle, wo nach Lindley's Angabe das Gold gefunden worden war. Wirklich zeigte sich dieß auch der Wahrheit gemäß. Es wurden daher Proben von dem Sande genommen, und einige Mulatten von der Pflanzung vorläufig als Wächter aufgestellt. Zugleich ward die Betretung des neuen Goldreviers in der ganzen Gegend bey Todesstrafe untersagt. Lindley mußte mit den Commissarien nach Porto Seguro zurückkehren, und ward endlich zu Wasser nach Bahia gebracht.

Bei seiner Ankunft wies man ihm das sogenannte Seefort, do Mar, zum Aufenthalte an. Dieses lag der Stadt gerade gegenüber, auf einem einzeln stehenden Felsen, und hatte eine Besatzung von fünf und zwanzig Mann. Die erste Nacht mußte Lindley in einem tiefen Kerker zubringen; am andern Tage aber erhielt er ein Zimmer im obern Stock, mit der Erlaubniß auf den Wällen herumzugehen. Überhaupt hatte er sich von dem Befehlshaber, einem Hauptmann Belozo, einer sehr artigen Behandlung zu erfreuen.

Die Aussicht von den Wällen war überraschend schön. In Osten hatte er die Stadt,

die umliegende Gegend, und die ganze obere Küste mit ihren Ortschaften und Pflanzungen vor sich. In Süden erblickte er die Mündung der Bai mit der Menge aus- oder einsegelnder Schiffe; in Norden und Westen mehrere Inselgruppen, unter denen besonders die schöne Insel Itaporica in die Augen fiel. Dazu kam noch das Leben und die Bewegung im Hafen selbst, so daß Lindley's Gefangenschaft ziemlich erträglich war.

Indessen vergingen zwey volle Monate, ehe man ihn zu verhören für gut fand. Er beharrte bey seinen ersten Aussagen, obgleich die Sache bedenklich zu werden anfang. Zum Glücke für ihn lief einige Tage darauf ein englisches Linien Schiff von vier und siebenzig Kanonen ein. Der Kapitain desselben besah das Fort, hörte von Lindley sprechen, ließ sich zu ihm führen, und sagte ihm die beste Verwendung zu.

Wirklich erschien schon am folgenden Tage der Regierungsdolmetscher in dem Fort. Er überbrachte die Nachricht, daß die Acten nach Lissabon abgehen müßten, daß jedoch der Gouverneur geneigt sey, dem Gefangenen einige Erleichterung zuzugestehen. Der-

selbe solle daher künftig nur Stadtarrest haben, doch käme es zuerst auf die Erfüllung einiger Förmlichkeiten an. Er müsse nämlich zwey ärztliche Zeugnisse beybringen, daß seine Gesundheit im Seefort gefährdet, und der Aufenthalt in der Stadt zur Wiederherstellung derselben durchaus nothwendig sey.

Lindley begriff nicht, wie er dieß anfangen sollte; allein der Dolmetscher machte ihn bald mit dem hiesigen Geschäftsgange bekannt. Vier tausend Reis *), und die beyden Zeugnisse waren in vier und zwanzig Stunden herbey geschafft. Lindley legte dieselben seiner Bittschrift an den Statthalter bey, und erhielt wenig Tage darauf die Erlaubniß in die Stadt zu ziehen.

So verging ein halbes Jahr, und darüber, bis nämlich im May 1803 die langersehnte Entscheidung aus Lissabon ankam. Sie war, wie Lindley von seinem Freunde Belozo hörte, sehr ungünstig für ihn. Dieß bestimmte ihn auf's Entkommen zu denken, wozu man ihm selbst einigen Vorschub that. Es ward ihm daher leicht, sich an Bord eines englischen

*) Ungefähr 11 Guld. 36 fr. rhein.

Kauffahrers einzuschiffen, der dieselbe Nacht unter Segel gieng. So kam er nach einer Fahrt von sechs und vierzig Tagen glücklich in London an.

G i g a n o s.

Nach der Meinung portugiesischer Sprachforscher, die Verkürzung von *Egyptianos*, woraus im spanischen *Gitanos* geworden ist. Ein Blick auf die Bezeichneten belehrt uns, daß es Zigeuner sind. So hat sich neben den Juden noch in allen Welttheilen ein zweytes morgenländisches Volk erhalten, das unstreitig weit älter als jenes ist.

Die brasilianischen Zigeuner sind ihren europäischen Brüdern vollkommen gleich. Dieselbe Farbe, dieselben Züge, dieselbe Lebensart, dieselben Sitten, dieselben Fehler und derselbe Nahrungszweig. Ob sie indessen bestimmte Wohnplätze haben, ist unbekannt; man pflegt sie in den verschiedenen Dörfern des Innern jährlich nur einige Mal zu sehen.

Sie machen ihre Reisen durchaus zu Pferd, immer zwölf bis fünfzehn, an Männern, Weibern und Kindern zusammen, selten in größere Anzahl. Die Weiber sitzen zwis-

schen den Körben; womit das Pferd auf jeder Seite belastet ist. Die Kinder werden in diese Körbe selbst gepackt. Neben dem Pferdehandel machen die Zigeuner auch allerhand Geschäfte mit goldenen und silbernen Kleinigkeiten, wie Ohrringe, Hemdenknöpfe, und dergleichen mehr. Sie gelten für „Iagoens“ oder Heiden, gewiß ist wenigstens, daß man keine Spuren eines Cultus bey ihnen bemerkt.

Zigeuner und Juden, welcher Unterschied! Dort nichts als Armuth; hier Millionäre dunkelndweise! dort nur Familienbündnisse; hier ein Weltverband! dort Verachtung, ja selbst Verfolgung; hier Ansehen, und förmliches Bürgerrecht! dort Gaunerey und lange Finger; hier nichts als Handelsglück, und Handelsgenie! dort im nächsten Jahrhundert alles verschwunden; hier ein Judenstaat auf den Ruinen des Christenthums!

Brasilianisches Reisen.

Wer in Brasilien reisen will, hat sich mit einer Menge Dinge zu versehen. Dahin gehören zuvörderst Reit- und Packpferde, Pro-

viantbeutel *) und Mantelsäcke, Maniokmehl und Syrupfuchen **), Hangmatten und Wasser-schläuche, Küchen und Tischgeräthschaften, Salz und Lichter, Wein und Brantwein, nebst einer Menge Kleinigkeiten, die im Innern des Landes noch gänzlich unbekannt sind.

So bricht der Reisende auf. Er hat außer seinem europäischen Bedienten noch einen inländischen Wegweiser und einen Mulattensknaben bey sich. Bald führt der Weg in die Waldung, wo er mühsam durch's Dickicht gehauen ist. Die Zweige der Bäume bilden ein undurchdringliches Obdach; in Menge hängen wunderbare Schlingpflanzen herab. Kein Luftzug, kein Sonnenstrahl; aber tausend Vögel- und Affenstimmen in gellender Mannigfaltigkeit!

Noch einige Stunden weiter, und es zeigt sich ein Wachthaus oder Registr o. Der Sergeant mit sechs Soldaten sitzt vor der Thür,

*) Boroacas. Es sind lederne Schnappsäcke, die man vorn über den Sattel hängt.

**) Rapadaras. Sie sind so hart gebacken, daß man sie ganz bequem bey sich führen kann.

er ruft die Reisenden an, einige Papageyen lassen die Worte nach. Die Pässe werden vorgezeigt, die Reisenden halten zu Mittag an. Eine Reihe beladener Maulthiere, die eben abgefertigt worden, ziehen langsam bey ihnen vorbei. Einer der Soldaten hat zwey Kapphühner am Feuer; er verkauft sie für ein Stück Tabak. In der Nähe tost der Gebirgsbach; mit seiner schäumenden Fluth wird der Wein vermischt.

Die Maulthiere sind gefüttert; die Reisenden haben ihre Sesta *) gehalten; der Ritt wird fortgesetzt. Man tritt aus der Waldung; hier und da sind Mais- und Maniokfelder, Zucker- und Baumwollensplanzen zu sehen. Einzelne Wohnungen ziehen sich an den Abhängen der Berge, und längs dem Flusse her. Alles ist still und einsam; aber freundlich lacht der blaue Himmel auf die grüne Landschaft herab.

Endlich wird eine Allage, oder ein Wirthshaus erreicht. Es ist ein großer, offener Schoppen, der auf Balken ruht. Die Maulthiere werden abgeladen, die Güter hin-

*) Mittagsschlaf; im spanischen Siesta.

eingebracht. Die Reisenden breiten ihre Matten aus, machen Feuer an, verzehren ihr Abendessen, und legen sich zum Schlafen hin. Alles ruht — die Glocken der Maulthiere, die Tritte der Wächter sind das Einzige, was man hört.

Besser befindet sich der Reisende, wenn er auf einer Pflanzung übernachten kann. Zwar bestehen diese Pflanzenhäuser nur aus einem Erdgeschoß, ohne die mindeste Dachbekleidung; allein sie sind sehr geräumig, haben mehrere Zimmerabtheilungen, und bieten dem Reisenden die nöthigsten Bequemlichkeiten dar.

So wie er ankommt, wird ihm Wasser zum Händewaschen, und ein Cigarro *) nebst einem Glase Rum, oder Tafia gereicht. Dann wird der Tisch gedeckt, und mit Salzfleisch, oder Salzfish, mit P i r a m **), Zwieback, und rothem Wein besetzt. Zuletzt kommt noch eine Menge Zuckerwerk ***), was auf keiner guten portugiesischen Tafel fehlen darf. Während sich

*) Im Portugiesischen Cegao.

**) Teig aus Maniokmehl.

***.) Doces. Hiernach wird die Tafel beurtheilt.

nun der Gast am einen Ende des langen Tisches niederseht, nimmt der Hausherr seinen Platz auf dem andern, und unterhält sich mit ihm. Nach dem Essen begibt man sich in's Schlafgemach, legt sich in die Hangmatten, und raucht, und schwagt, bis man darüber einschläft.

Nicht selten bringt aber auch der Reisende die Nacht im Freyen zu, sobald er nämlich keine Wohnung erreichen kann. In diesem Falle wird Feuer angemacht, und vor allen Dingen das gedörrte Salzfleisch gekocht. Hat man kein Wasser in der Nähe, so nimmt man es aus dem Schlauche, den man bey sich führt.

Hierauf werden die Hangmatten, entweder zwischen zwey Bäumen, oder zwey Pfosten ausgedehnt. Wäre indessen die Nacht sehr kühl, so breitet man zum Schlafen in der Nähe des Feuers, lederne Decken aus. Um der Moskitos willen, sorgt man, daß der Rauch darüber zieht. Die abgeladenen Pferde werden mit eingespannten Füßen auf die Weide gejagt. Alles legt sich nun zur Ruhe, bis auf einen Wächter, der alle vier Stunden abgelöst wird. Fast unaufhörlich ist

die Dunkelheit von den „Caca fogs“ oder leuchtenden Springkäfern *) erhellt.

Am besten befindet sich der Reisende, wenn er in einer Stadt an einen angesehenen Kaufmann empfohlen ist. Er erhält dann die schönsten Zimmer des Hauses eingeräumt, bekommt drey bis vier Slaven zu seiner Bedienung, und wird auf eine Art bewirthet, die nichts zu wünschen übrig läßt. Gewöhnlich besteht die Mahlzeit aus drey Gängen, wovon der erste portugiesische, der zweyte englische, der dritte brasilianische Gerichte enthält. Gleiche Mannigfaltigkeit herrscht in den Getränken, so daß man neben den englischen Bieren den Portwein, und neben dem Madera den Cyder sieht.

Natal und San Luiz.

Natal liegt am Rio Grande, oder Potengi, ungefähr fünfzig Stunden von Paraiiba entfernt. Die Stadt zerfällt in den obern und untern Theil, ist aber im Ganzen unbedeutend genug. Jener besteht aus einem großen mit Häusern besetzten Plage, von dem

*) *Elater noctilusus*.

drey halbvollendete Straßen ausgehen. Die Häuser haben nur das Erdgeschos; überall wadet man in tiefem Sand. Die Einwohner, sechs bis sieben hundert zusammen, leben meistens vom Ackerbau.

Der untere Theil von Natal, liegt hart am Flusse, und hat ein etwas besseres Aussehen. Er mag ungefähr zwey bis drey hundert Einwohner zählen, die sämmtlich mit dem Handel beschäftigt sind. Der Fluß trägt Schiffe von hundert und fünfzig Tonnen; der Waaren wegen aber, hat die Einfahrt einige Schwierigkeit.

Baumwolle ist der Hauptartikel der Ausfuhr, die meistens für Rechnung einiger Häuser von Pernambuco betrieben wird. Englische Fabricate, vor wenig Jahren hier noch gänzlich unbekannt, werden jetzt sehr begierig gesucht. So viel vermochte das Beispiel eines Unterstatthalters, der einige Jahre in England gewesen war. Alles kleidet sich bereits auf englische Art.

Dies wird als ein Zeichen von Wohlstand und Bildung angesehen. Welche künstliche Verbindung des Handelsvorthells mit der Eitelkeit, um nicht zu sagen, mit den mora-

lischen Ideen! Hierin liegt das Geheimniß des englischen Welthandels; das ist der Grundpfeiler ihrer merkantilischen Universalmonarchie! —

San Luiz, auf der Insel Maranhão gelegen, ist zugleich die Hauptstadt der Capitanie gleiches Namens, so wie der Sitz eines Bischofs. Es zieht sich von der Seeseite, in einem bedeutenden Umfange nach Nordost hinauf, indem es sehr weitläufig gebaut ist, und mehrere breite Straßen und Plätze hat. Dieß würde es sehr gesund und lustig machen, wäre es nicht fast gänzlich des Seewindes beraubt. Es liegt nämlich an der Westseite der Insel, an dem gedeckten Rande einer Bucht.

Die Straßen sind meistens gepflastert, wobey man aber die Lücken vergessen muß. Die Häuser, größten Theils recht artig, haben auch einen Oberstock. Der untere wird, wie zu Pernambuco, zu Kramläden, Waarenlagern u. s. w. gebraucht. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die für den Statthalter und Bischof bestimmten Häuser, nach hiesigem Ausdrucke, als Palläste aus. Kirchen und Klöster sind sechs bis sieben vorhanden.

die Anzahl der Einwohner wird auf zwölf Tausend geschätzt.

Der Hafen, eigentlich eine Bucht der Insel, ist für gewöhnliche Rauffahrer vollkommen tief, hat aber einen sehr engen und daher gefährlichen Eingang. Die Fluth steigt hier auf achtzehn Fuß. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Höhe derselben an der ganzen Küste von Süden nach Norden zunimmt. In Rio Janeiro z. B. will sie nur wenig bedeuten, in Pernambuco erreicht sie fünf bis sechs, zu Itamaraca acht bis neun Fuß; und so weiter fort.

Der Handel von San Luiz ist keineswegs so unwichtig, wie gewöhnlich behauptet wird. Hauptartikel der Ausfuhr sind Baumwolle und Reis. Von jener werden jährlich im Durchschnitt vierzig bis fünfzig tausend Ballen verschifft, wovon das meiste nach England geht. Eingeführt werden dagegen Zucker, Tabak, Charque u. s. w., aus den südlichen Provinzen, jedoch von englischen Fabricaten nicht sehr viel. Die ganze Capitanie von Maranhão ist noch in einem Zustande der Kindheit, und gegen die andern um fünfzig Jahr und darüber zurück. Im westlichen

Theile derselben trifft man die meisten Taspugas, oder wilden Indianer an.

Sittengänge.

Brasilien bietet im Allgemeinen noch alle Erscheinungen eines unvollkommenen gesellschaftlichen Zustandes dar. In einem Lande von dieser ungeheuern Ausdehnung und dieser verhältnißmäßig geringen Volkszahl kann dieß nicht anders seyn. Hier einige charakteristische Anekdoten, woraus sich der Grad der brasilianischen Cultur im Ganzen beurtheilen lassen wird.

Ein Pflanzer war durch eigene Schuld so sehr herunter gekommen, daß er nur noch vier Sklaven besaß. Er hatte sich sehr viel Feinde gemacht, in Brasilien wird jede Beleidigung blutig gerächt. Sorgfältig verschloß er daher jeden Abend seine Thüren und Läden; zumahl da nur einer seiner Sklaven dienstfähig war. Eines Abends, zwey Stunden nach Sonnenuntergang, erschienen drey Männer vor seinem Hause und baten um Obdach in einem der Gebäude der Pflanzung. Der Eigenthümer antwortete, ohne zu öffnen, und hieß sie in die Zuckermühle gehen.

Eine Stunde darauf klopfte es abermals, und eine Stimme bat für Geld um einen Korb Bananas. Der Pflanzner verweigerte es nicht, öffnete aber unvorsichtigerweise die Thür, und reichte die Früchte hinaus. In dem Augenblicke drückten zwey der Fremden auf ihn los, so daß der Schuß in den Unterleib ging. Der Mann besaß indessen Muth, griff nach seinem Degen, der in der Nähe hing, trieb die Mörder zurück, und verriegelte die Thür. Vier und zwanzig Stunden vergingen, ehe er verbunden wurde. Dennoch kam er mit dem Leben davon. Die wohl bekannten Mörder blieben gänzlich ungestraft.

In Brasilien ist zum einzigen wöchentlichen Schlachttage der Sonnabend bestimmt. Dieß geschieht auf allen Pflanzungen eines Districtes der Reihe nach; so daß alsdann eine Art Fleischmarkt gehalten wird. Bey dieser Gelegenheit versammelt sich dann die ganze Nachbarschaft.

Eines Tages traf es sich, daß ein junger Mulatte gerade mit dem Aufpacken seines gekauften Fleisches beschäftigt war, als ein reicher Weißer vorbey ritt. Jener gab wenig, oder gar nicht Achtung auf ihn, und erhielt

dafür einen sehr heftigen Stockstreich. „Wartet, ich will euch lehren,“ — hieß es — „den Hut abzunehmen, wenn ein Weißer vorbeikommt!“

Der Mulatte antwortete keine Sylbe, zog aber sein langes Schlachtmesser heraus, stieß es dem Weißen bis an das Hest in die Brust, und entfernte sich. Der Pflanze war so tödtlich verwundet, daß er nach einigen Minuten den Geist aufgab. Er hatte nur noch Zeit, sich selbst anzuklagen, und dem Thäter zu verzeihen. Dieser kehrte nach wenig Wochen in seine Heimath zurück, ohne daß von etwas weiterem die Rede war.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren ereignete sich folgender Vorfall. Der Statthalter von Pernambuco war über einen Pflanze im Innern äußerst aufgebracht, und schickte deshalb einen Sergeanten zur Verhaftung desselben ab. „Den Pflanze oder seinen Kopf!“ — Das war der kurze, aber bestimmte Befehl des Gouverneurs.

Der Sergeant machte sich auf, kam an, zeigte seinen Befehl vor, und vergaß nicht, hinzuzufügen, wozu er im Weigerungsfall ermächtigt sey. Der Pflanze, der zugleich

ein Kapitän-Mor war, zog sofort einen Beutel mit Goldstücken hervor, gab ihm dem Sergeanten, und trug ihm, unter dem Versprechen, demnächst selbst nach Recife zu kommen, eine Menge Empfehlungen an den Statthalter auf. Der Sergeant nahm das Gold; man trennte sich mit voller Zufriedenheit.

Unterdessen besann sich der Sergeant auf eine List. Er kaufte nämlich unterwegs ein Schaf, hieb ihm den Kopf ab, steckte diesen in einen Sack, und packte ihn auf. Bei seiner Ankunft zu Pernambuco begab er sich sofort zum Statthalter, warf seine blutige Last vor ihm nieder, und sagte ohne eine Miene zu verziehen:

„Euer Befehl ist vollzogen — der Kapitän-Mor wollte nicht mitgehen. — Hier ist sein Kopf!“ — Der Statthalter fuhr vor Erstaunen auf: — „Wie? Hast du ihn wirklich getödtet? — „Ja!“ — war die Antwort — „Wie ihr's befohlen habt!“ — Der Gouverneur winkte ihm, sich zu entfernen, und machte sich tausend Vorwürfe über seine That.

Am folgenden Morgen — siehe da, wer sich anmelden läßt? — Niemand anders, als der Pflanzer von Monjoré. Man erklärte sich

gegenseitig ; in wenig Minuten war alles abgethan. Der Statthalter vermaß sich hoch und theuer, nicht wieder so rasch zu seyn ; der Sergeant behielt das Gold ; und der Pflanzer ritt lachend wieder heim.

Zwanzig Stunden von Recife, liegt eine Zuckerpflanzung, die unter dem Namen Agua Azul bekannt ist. Diese hatte ein Geistlicher, der Pater Pedro, von der Regierung als Lehen erhalten, sich aber zum unabhängigen Besitzer davon zu machen gewußt. Zu diesem Ende hatte er das Wohnhaus, nebst der Zuckermühle u. s. w. auf der Spitze einer Anhöhe erbaut, die in der Mitte seiner ganzen Besitzung lag.

Zu diesen Gebäuden führte ein einziger schmaler Weg hinauf, der in einer Schlangenlinie angelegt war. Rund um die Anhöhe zogen sich die Ländereien hin, mit einem tiefen, außerhalb verpaßisadirten Graben eingefast. Mehrere wohl abgerichtete Bluthunde hielten sich innerhalb des Ganzen, besonders in der Nähe des Wohnhauses auf. Überdem fanden alle Ausreißer und Verbrecher aller Art — Diebe jedoch ausgenommen — bey
Brasilien I.

Pater Pedro Schutz und Sicherheit. Sie stellten sich in den benachbarten dichten Wäldern an, und waren auf das erste Zeichen zu seinem Dienste bereit.

So lebte Pater Pedro, wie ein unabhängiger Fürst, von allen seinen Nachbarn, ja selbst vom Statthalter gefürchtet, der ihn sein Wesen ungestört treiben ließ. Wehe dem Unglücklichen, der Pater Pedro's Haß auf sich lud, oder einem seiner Leute zu nahe trat! Er ward ermordet, und sein Eigenthum niedergebrannt. Zuweilen indessen, wenn der Pater bey guter Laune war, endigte die Sache auf eine minder grausame Art.

Einmal z. B. erschienen ein Paar Gerichtsboten auf der Pflanzung, und insinuirten ihm, wegen einzutreibender Gelder, ein Executionsdecret. Der Pater pfiff auf den Fingern, und sogleich kamen einige seiner Handlanger herbey, mit denen er durch Zeichen sprach. Augenblicklich wurden die beyden Boten ergriffen, fortgeschleppt, und in der Zuckermühle neben den Pferden eingespannt. Nachdem sie hier sieben bis acht Minuten mit gezogen hatten, wobei es der Treiber nicht an Hieben fehlen ließ, wurden sie aufgespannt, und mit der

Weisung fortgeschickt, daß der Pater nur auf diese Art zu bezahlen gesonnen sey.

Noch müssen wir endlich auch der sogenannten *Valentoens* erwähnen, eine Art nationaler Kenomisten, die man, so zu sagen, überall und nirgends fand. Es waren Leute aus allen Klassen, oder durch gleichen Muth, gleichen Unabhängigkeitsgeist und gleichen Hang zum Abenteuerlichen vereint. Sie trugen Schnuren von grünen Kügelchen um den Hals, denen man eine Art Zauberkrast gegen alle Gefahren zuschrieb. Dabey waren sie mit Flinten, Pistolen und langen Messern bewaffnet; auch führten sie große Hunde, die an den Rum gewöhnt waren, bey sich.

Die *Valentoens* lebten auf allgemeine Kosten; überall kam man ihnen, aus Furcht vor ihrem Arme, mit Geschenken zuvor. Besonders pflegten sie sich bey Festgelagen einzufinden, wo ihre bloße Gegenwart alles in Ordnung hielt. Nie duldeten sie, daß irgend einer Streit anfang, oder sich gegen ein Frauenzimmer vergaß. Dagegen forderten sie aber auch für sich selbst überall Gehorsam und Ehrfurcht. Oft lagerten sie sich auf Kreuzwegen, und hielten die Leute an. Entweder mußte

man sich mit ihnen schlagen, oder vom Pferde steigen, und mit abgezogenem Hute vorüberziehen.

Wehe dem, der nachtheilig von ihnen sprach, und sollte es erst nach Jahren seyn, er ward schrecklich dafür bestraft. So hatte einmal ein reicher Pflanze einen abwesenden Valentam mit der Reitpeitsche zu züchtigen gedroht. Dieser erfuhr es, und ruhte nicht eher, bis er mit dem Pflanze zusammen traf. — Letzterer war zu Pferde, und kam einen schmalen Fußsteig daher.

„Steig ab“ — rief ihm der Valentam zu, — „Steig ab Gevatter, und gib mir eine Prise Tabak!“ — Der Pflanze reichte ihm zwar die Dose, riß aber zu gleicher Zeit sein Pferd herum, und jagte davon. — „Mit Gott Gevatter!“ — rief der Valentam, ließ sich auf ein Knie nieder, und schoß ihn ohne weiters vom Pferde herab. — Dieß die Valentams! — Es ist indessen zu bemerken, daß sie seit fünfzehn Jahren beynabe verschwunden sind.

Reisebruchstück.

Ich verließ Pernambuco — sagt ein neuer Reisender *) — in Gesellschaft eines Kapitan-Mor, der seinen District zu bereisen willens war. Wir brachen mit dem schönsten Morgen auf, kamen bald durch Olinda, und eilten endlich in die Landschaft hinein. Man sieht viel Wald, viel Maniokfelder, die man sogleich an ihrem dunkeln Grün erkennt, und eine Menge Bauerhütten, malerisch zwischen Baumgruppen verstreut.

Diese Hütten sind mit Cocosblättern bedeckt, und haben ein hervorspringendes Weterdach mit einer Art Vorflur. Die Hangmatten, die Netze und Kürbisflaschen, die an den Sparren hängen, der braune Geselle, der sein Pferd sattelt, das kleine Gärtchen mit den Jasminstauden, die Gitterfenster, worauf die Trinkgefäße stehen, und hinter denen sich ein schüchternes Mädchen verbirgt. — Alles sieht echt brasilianisch aus.

*) Koster. 1815. Das Ganze ward jedoch nur dem Inhalte, nicht den Worten nach benutzt. Es schien vorzüglich zur Charakteristik des Landes geeignet zu seyn.

Bald ward indessen die Landschaft wilder, wir fanden weder Häuser, noch Anbau mehr, und hatten auf beyden Seiten des Weges dichten Wald. Desto angenehmer aber wurden wir überrascht, als wir gegen Mittag die Zuckerpflanzung de los Paulistas vor uns sahn.

Es ist ein ganz eigenes Gefühl, wenn man aus dem schmalen, einengenden, düstern Waldweg, auf einmal in eine weite, freye, lichte Ebene tritt. Die Luft, die vorher heiß und drückend war, wird nun plötzlich frisch und kühlend. Man erblickt das lange, einstöckige Bohnhaus, mit seinem tiefherabgehenden Wetterdache, die Kapelle mit ihrem großen hölzernen Kreuze, die Zuckermühle, die auf allen Seiten offen, auf steinernen Pfeilern ruht; die Negerhütten, die sich in einer langen Reihe hinziehen; die Wohnung des Kaplans mit seinem Garten, und den hohen Mangobäumen dahinter, die Rindviehheerde an einem Bache gelagert, endlich die Zucker- und Maniokfelder selbst — alles auf einer ausgedehnten Fläche zerstreut, und mit einem breiten Graben eingefast.

Der Eigenthümer dieser Pflanzung war ein naher Verwandter des Kapitän-Mor, und

ein fast achtzigjähriger Greis. Er konnte uns Krankheits halber nicht selbst empfangen; wir stiegen daher bey seinem Sohne, dem Geistlichen ab, machten jedoch der Frau von Hause sogleich einen Besuch.

Sie saß mit ihren beyden Töchtern in einem großen Saale, von einer Menge Negerkinder umringt. Diese tummelten sich, mitten unter den Hunden, nach Herzenslust auf dem Boden herum, was sämmtlichen Damen sehr viel Spaß zu machen schien.

Die Mutter war siebenzig, die jüngste Tochter funfzig, der Bruder ein und sechzig Jahr alt. Er sagte uns, nach dem Tode des letzten Familiengliedes, sey allen ihren Negern — siebenzig zusammen, die Freyheit bestimmt. Man habe sie aber auch durch eine passende Erziehung, Erlernung von Handwerken u. s. w. dazu vorzubereiten gesucht.

Um fünf Uhr Abends setzten wir unsere Reise weiter fort. Es war Ende Januars, also mitten im brasilianischen Sommer, allein der Seewind kühlte die Luft sehr angenehm ab. Wir kamen bey mehreren Zuckerpflanzungen vorbei. Eine derselben, Utringa de Bairro genannt, liegt in einem Kessel mit

waldigen Anhöhen umringt. Es führt ein einziger schmaler Fußsteig dahin; so scheint sie von der ganzen Welt getrennt. Durch diese Waldungen ging es nun bis zu der eigenen Besitzung des Kapitan-Mor. Das Wohnhaus war groß, das Geräthe ein Jahrhundert alt. Man trug eine Menge Gerichte auf; alles ward nach brasilianischer Art, ohne alle Ordnung, unter und über einander gesetzt.

Am andern Morgen brachen wir in aller Frühe auf. Wir hatten eine starke Tagreise bis zu der Baumwollpflanzung Pindoba. Diese war nämlich zum Sammelplatze für die Musterung der Districtsmannschaft bestimmt. Unterweges gesellten sich bereits mehrere Officiers zu uns. Sie trugen die gewöhnliche Uniform, dunkelblau mit roth, wozu ein runder Hut mit kurzen Federn kam. Indessen nahmen sich die weiten Hosenpantalons bey den eng anschließenden Stiefeln nicht gerade zum besten aus.

Die Gegend war sehr gut angebaut; wir kamen bey mehreren Zuckerpflanzungen vorbei. In der von Sta. Cruz ward Mittag gegessen. Hinter derselben fängt der Baumwollensreich an. Abends um sechs Uhr erreichten

wir die Pflanzung Pindoba, deren Eigenthümer uns an der Thür empfing. Er war im Schlafrock und Pantoffeln, und hatte bloß Hemd und Unterhosen an — nach brasilianischer Sitte ein Zeichen von Wohlhabenheit.

Unsre Gesellschaft hatte sich bis auf achtzehn Personen vermehrt; wir aßen und tranken nach Herzenslust. Indessen ging nur ein einziges Glas herum. Nachher ward geraucht, und Guitarre gespielt. Unser Wirth saß dabey auf einem Tische, und hatte ein Rohr von wenigstens sechs Fuß. Endlich wurden in zwey großen Zimmern die Hangmatten aufgehängt, und jeder nahm von einer Besitz, wie es ihm einfiel.

Am andern Morgen fand die Musterung Statt, es mochten an drey Kompagnien Ordenanzas oder Landwehr seyn. Die Leute erschienen meistens nur in gewöhnlicher Kleidung, waren aber fast alle mit guten Flinten versehen. Zu Mittag hatten wir ein sehr glänzendes Mahl; der Hausherr bediente den Kapitan-Mor in eigener Person. Es gab eine Menge Gerichte, alles in ungeheuern Massen, wie es hier Sitte ist. Jeder langte zu, wovon er wollte, oft über drey bis vier Personen hin-

weg. Dabey schnappte einer dem andern die besten Bissen vom Teller, woben das Tisch-tuch nicht übel zugerichtet ward. Allein darum bekümmert sich niemand hier. Getrunken ward ebenfalls tüchtig, wiewohl für sechs bis sieben Personen, immer nur ein einziges Glas vorhanden war.

Am folgenden Tage ging es nach Bom Jardin. Dieß ist ein ansehnliches Dorf von ungefähr fünf hundert Einwohnern, andert-halb starke Stunden von Pindoba. Es liegt am Abhange einer steilen Anhöhe; das benachbarte Land gilt für das beste zum Baum-wollenbau. Ich wohnte der Messe bey, und war nicht wenig über die anwesende Menge erstaunt. Allein ich hörte, daß gerade in den Waldungen sehr viel Meiereyen verborgen sind, deren Bevölkerung nicht unbedeutend ist.

Um nach Recife zurückzukehren, schlugen wir Nachmittags eine andere Straße ein. Auf dieser sahen wir einen Theil der Waldung in Feuer stehen. Dieß ist im Sommer keine Seltenheit. Die Landleute nehmen nämlich Brände aus den Häusern, um ihre Pfeifen anzuzünden, und werfen sie ohne weiteres in das Gebüsch. Dieses entzündet sich augenblick-

lich, die Flamme läuft Stunden weit fort, und schlägt oft über die Wipfel empor. Selbst wenn das Feuer endlich aufhört, glimmt es noch lange unter der Asche fort, und wird vom ersten Luftzuge wieder angefaßt.

So kamen wir nach Limoeiro am Capibaribo, das ebenfalls ein ansehnliches Dorf von sechs hundert Einwohnern ist. Es besteht indessen nur aus einer einzigen Straße, die an dem andern Ende, von der Kirche und Pfarrwohnung geschlossen ist. Die Einwohner treiben ansehnlichen Handel mit dem Innern, weßhalb wöchentlich ein großer Markt gehalten wird. Es fehlt dann nicht an Schlägereyen, die jedoch selten mit Mordthaten begleitet sind. — Ohne weitere Abenteuer langten wir nach einer Abwesenheit von acht Tagen wieder in Pernambuco an.

San Bento und seine Slaven.

Am gehörigen Orte ist bereits bemerkt worden, wie sehr die Slaveren durch die Religion gemäßiget wird. Am sichtbarsten wird dieß auf den Pflanzungen der Benedictiner, besonders in der Kapitanie Pernambuco, die deßhalb als Muster aufzustellen sind. Die

Slaven betrachten sich daher auch als Eigenthum des Heiligen selbst, und sehen die Mönche nur als Verweser desselben an. Der Prior allein wird als sein Statthalter von ihnen verehrt.

Eine der Hauptpflanzungen der Benedictiner ist Jaguaripe, ungefähr eine Tagesreise von Pernambuco. Die Slaven, über hundert zusammen, sind lauter Creolen, man hat die Zufuhr aus Afrika längst zu entbehren gewußt. Sie werden sehr gut gehalten; ihre Erziehung besonders ist musterhaft.

Alle Kinder lernen lesen und schreiben, und werden spielend zur Arbeit gewöhnt. Sie fangen mit Baumwollenzupfen und Bohnenlesen an, bis sie im zehnten oder zwölften Jahre zu häuslichen Geschäften oder zum Landbau übergehen. Zeigt jedoch ein junger Neger besondere Anlage zum Handel u. s. w., so erhält er die nöthige Anweisung dazu.

Die Heirathen werden begünstigt, weil dieß die Slavenmasse immer von neuem ersetzt. Jünglinge von siebzehn bis achtzehn, Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, fangen daher ihre Wirthschaft an. Sie bekommen dazu ein Stück Land, und arbeiten von

nun an nur im Tagewerk. Dieß ist durchaus so gemäßigt, daß es schon um drey Uhr Nachmittags gethan seyn kann. So haben sie Zeit genug zum eigenen Anbau.

Wirklich zeigen sie auch durchgehends große Thätigkeit. Viele kaufen ihre Weiber und Kinder, mehrere auch sich selbst frey. Der Orden begünstigt dieß, da die Pflanzung nur dabey gewinnen kann. Ehre den Benediktinern auch in dieser Hinsicht! Die besten, gerichteten Pflanzungen nach den ihrigen, sollen die der Carmeliter seyn.

Itamaraca.

Diese Insel liegt zehn Stunden nördlich von Recife, ist bey einer Breite von ungefähr drey Stunden nahe an fünf lang, und wird vom festen Lande durch einen Canal getrennt, der abwechselnd bald anderthalb Stunden, bald nur das Drittheil breit ist.

Itamaraca dürfte vielleicht nach Recife, und dessen Umgegend, verhältnißmäßig der bevölkertste Theil der ganzen Kapitanie Pernambuco seyn. Es enthält eine Stadt, Nossa Senhora da Conceicao genannt, mehrere große Dörfer, worunter das ansehn-

lichste Pillar heißt; drey ausgedehnte Zuckerpflanzungen mit einigen hundert Negern besetzt, und eine Menge anderer Besizungen größerer und kleinerer Art, die sich zum Theil sehr malerisch zwischen Cocosbäumen, an den Küsten hinglehen. Die Bevölkerung des Ganzen wird auf drey tausend Seelen geschätzt. Der Küstenhandel, die Fischerey, der Ackerbau und die Salzgewinnung machen die vornehmsten Erwerbsmittel aus.

Nicht die Stadt Nossa Senhora da Conceicao, sondern das Dorf Pillar ist jetzt der Hauptort, daher zuerst von diesem die Rede seyn muß. Es besteht aus mehreren unregelmäßigen Straßen, die mit Häusern von sehr verschiedener Größe besetzt sind. Der Hafen ist der Sammelplatz aller kleinen Fahrzeuge, die zwischen Recife, Goiana und Maranham hin- und hergehen. Zugleich ziehen die Einwohner von dem Vermiethen ihrer Bote u. s. w. bedeutenden Vortheil. Noch ansehnlicher aber ist der Gewinn von der Fischerey, die an den Küsten der Insel, wie des festen Landes, auf mancherley Art betrieben wird. Endlich bietet auch die Zubereitung der Cocosfasern zum Behufe der neuen Tau-

drehereyen zu Recife, einen nicht zu verachtenden Erwerbszweig dar.

Was nun die Stadt Nossa Senhora da Conceicao anlangt, so liegt dieselbe auf der Südostseite der Insel, auf einer steilen Anhöhe, die sich schroff vom Rande der Küste erhebt. Diese Stadt erhält sich eigentlich nur darum noch, weil sie der Sitz der Hauptkirche ist. Ohne diesen Umstand würde sie bey dem gänzlichen Verfall des Handels und der Gewerbe längst verlassen worden seyn.

In der That bietet das Ganze, außer jener Kirche, der Pfarrwohnung und fünfzehn bis zwanzig Wohngebäuden, nichts als verfallene Häuser oder deren Überbleibsel dar. Der große viereckige Platz, an welchem jene Kirche mit jenen Gebäuden steht, ist dicht mit Gebüsch bewachsen; anderwärts sind Tabaks- und Bananaspflanzungen angelegt. Auch der sonst gute Hafen wird kaum noch durch einige Fischerbarken belegt.

Die Stadt Conceicao ausgenommen, herrscht indessen viel Wohlstand auf Itamaraca. Man wird dieß in Pillar und den übrigen Dörfern allgemein gewahr. Die jungen Frauen und Mädchen kleiden sich alle in fei-

ne, englische Zeuge, woben außer den Schuhen, alles übrige von englischer Arbeit ist. Eben so tragen die jungen Leute Pantalons von Nankin, Ärmelwesten von feinem Kattun, Hemden von Gambriß u. s. w. alles auf englische Art. Man wetteifert hierin mit einander, so daß die Einfuhr jener Artikel immer bedeutender wird. Eines der wohlhabendsten Dörfer nach Pillar ist Pasmado, dessen Einwohner größten Theils Eisenarbeiter sind. Die dortigen Messer besonders sind sehr beliebt, und werden in großer Menge in das Innere versandt.

Bei allen diesen Vortheilen indessen, geht der Insel ein Hauptbedürfniß, nämlich gutes trinkbares Wasser, ab. Man ist daher genöthigt, es von dem festen Lande herüber zu holen, wodurch ein großer Theil der Vögte von Pillar Beschäftigung erhält. Eben so sind hier die Ameisen, diese Geißel der ganzen Kapitanie Pernambuco, zahlreicher und schädlicher als irgendwo. Besonders richten sie auf den Mais- und Maniokpflanzungen große Vermüstungen an; so daß die Eigenthümer dieselben häufig aufzugeben gezwungen sind.

Der Negerkönig.

Jährlich im März feyern die Neger das Fest ihrer Schutzpatroninn. Rosa Senhora do Rosario genannt. Die Kosten dazu bringen sie unter sich selbst auf. An dem feyerlichen Tage wird nun die Kapelle mit Blumen, Teppichen u. s. w. verziert, der Altar mit unzähligen Wachskerzen bedeckt, und ein großes Hochamt gehalten, dem man allen möglichen Pomp zu geben sucht.

Mittags folgt ein Gastmal auf brasilianisch - afrikanische Art; dann wird gespielt, endlich gegen Abend beginnt der Ball und dauert die ganze Nacht hindurch. Dabey gibt es Puppenkomödie, Erleuchtung und Feuerwerk. Am folgenden Tage hat die Krönung des neuen Negerkönigs Statt. Versteht sich, daß es gerade so treffen muß.

Die Neger — ganz besonders aber die Congo-Neger — haben nämlich die Erlaubniß, aus ihrer Mitte einen König und eine Königin zu erwählen, deren Würde lebenslänglich ist. Beyde üben über ihre Unterthanen, beyderley Geschlechtes, eine Art Obergewalt aus, und werden von ihnen ausneh-

Brasilien I.

mend verehrt. Im Fall ihres Todes oder ihrer Abdankung, schreitet man zu einer neuen Wahl, worauf der Krönungszug gegen eilf Uhr Morgens in die Kirche geht. Ein Augenzeuge, Herr Koster, beschreibt diese Feyerlichkeit auf folgende Art:

Wir hatten uns neben den Geistlichen gestellt, — sind seine Worte — als wir den ganzen Negerhaufen, einige Hundert zusammen, unter Trommel- und Pfeifenschall, mit fliegenden Fahnen, daher ziehen sahen. In ihrer Mitte befand sich der König und die Königin. Beyde trugen Kronen, zum Theil mit buntscheckigen Farben bemalt, zum Theil mit Goldpapier eingefaßt.

Der König hatte einen grünen Rock, eine rothe Weste, gelbe Beinkleider, schwarze Strümpfe und weiße Schuhe an. Daben trug er einen hölzernen, jedoch vergoldeten Zep-ter in der Hand. Die Königin war in eine blauseidene Adrienne gekleidet, deren Schnitt aber sehr altväterisch war. Eine hohe Frisur und drey große Straußfedern, vollendeten nebst einer dreysachen Reihe von Glaskorallen, diesen königlichen Puz. Auch der Ihre schwarzen Majestäten begleitende Staatssecretär

trug eine Art ziemlich zusammengeflochtener Hofuniform.

Als der Zug bey der Kirche ankam, ward Halt gemacht. Die Pfeifer und Trommelschläger stellten sich in zwey Reihen auf, der König, von den Fahnenträgern, Großofficiers u. s. w. begleitet, schritt langsam bis an die Kirchenthür vor, kniete auf der Schwelle derselben nieder, nahm seine Interimskrone ab, und übergab sie nebst dem gleichen Zepter dem Staatssecretär.

In dem Augenblicke hörte man einen Trompetenstoß, und sofort empfing die schwarze Majestät, aus den Händen des Kaplans, die eigentliche Reichskrone nebst dem Zepter, unter dreymaligem Freudengeschrey. Beyde sind von Kupfer und leicht vergoldet, beyde machen aber auch die Hauptartikel des großen Reichsschatzes aus.

Die Trommeln wirbelten, die Kessel erklangen, Trompeten schmetterten und unzählige Schwärmer sprühten umher; da entließ der Kaplan Seine Majestät. — „Jetzt Herr König, ist's gut!“ — Agora Senhor Rei vai te embora“ — „Jetzt kannst du gehen! — Drey Knieverbeugungen, zur Anerkennung

der geistlichen Oberlehnsherrlichkeit, vollendeten die Ceremonie. Hierauf folgte ein großes Gastmal, wobey Seine Majestät das Beyspiel der Mäßigkeit gab, so daß man Sie bey vollem Bewußtseyn wegtragen sah.

Eine solche Königskrönung ist ein Hauptfest der Neger, wovon sie noch im spätesten Alter erzählen, und das unter ihre frohesten Erinnerungen gehört. So steht alles im Verhältniß; so ist sich menschliche Größe und Kleinheit, so sind die Täuschungen des Lebens sich überall gleich.

Die Lucchiser in Brasilien.

In den Gebirgen von Lucca haust ein arbeitsames Völkchen, das im Grunde nur von dem Gypse oder schwefelsauren Kalk lebt, der in den Eingeweiden seiner Berge bricht. Es sind Stuckaturarbeiter; sie ernähren sich von der Gypsbildnerey. Unter ihren Händen entstehen nämlich jene mannigfaltigen Gypsfiguren von der Venus Anadyomene an bis zur chinesischen Pagode herab.

Alle diese Arbeiter, ungefähr achtzehn hundert bis zwey tausend zusammen, haben sich in drey hundert Gesellschaften, jede von

sechs bis sieben Personen, abgetheilt. Während zwey Drittheile zu Hause bleiben, durchziehen die übrigen Europa und Amerika, und bieten überall ihre Waaren feil.

Ihr Gewinn ist klein, aber er wiederholt sich unzählige Mal; ihr Kapital ist gering, aber es wird tausendmal umgesezt; sie sind unermüdet, aber sie leben mit äußerster Sparsamkeit. So bringen sie endlich ansehnliche Summen vor sich, und kehren damit in ihre Heimath zurück. Jetzt wird das Kapital vertheilt, und neue Absenker der Unternehmung, neue Gesellschaften sind die Folge davon. Die Personen verändern sich, die Fabrik und der Handel gehen unaufhörlich fort.

Auf diese Art kamen vor ungefähr zwanzig Jahren auch Gypsfigurenhändler nach Brasilien. Anfangs waren ihre Geschäfte unbedeutend; allmählich aber nahmen sie an Umfange zu. In den neuesten Zeiten sind sie so ansehnlich geworden, daß jetzt eine starke brasilianische Gesellschaft besteht. Während die edeln antiken Figuren die Zimmer der Vornehmen verzieren, finden die grotesken Pagoden und die buntgemalten possierlichen Figuren ihren Weg bis in die Hütten der

Neger, die sich nicht wenig darauf zu gut thun.

Der Entdecker von Amerika war erstaunt — sagt das neckende italienische Sprichwort — keinen Luchseser daselbst zu finden. — Jetzt wandern sie von Caracas bis nach Rio Janeiro, und von Buenos Ayres bis nach Mexico. — Betrachtet die Unterordnung der Existenzen, wie eine auf die andere gegründet ist, und ihr seht den ganzen Mechanismus des menschlichen Lebens vor euch!

Ende des ersten Bändchens.

2. NO 63

